This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

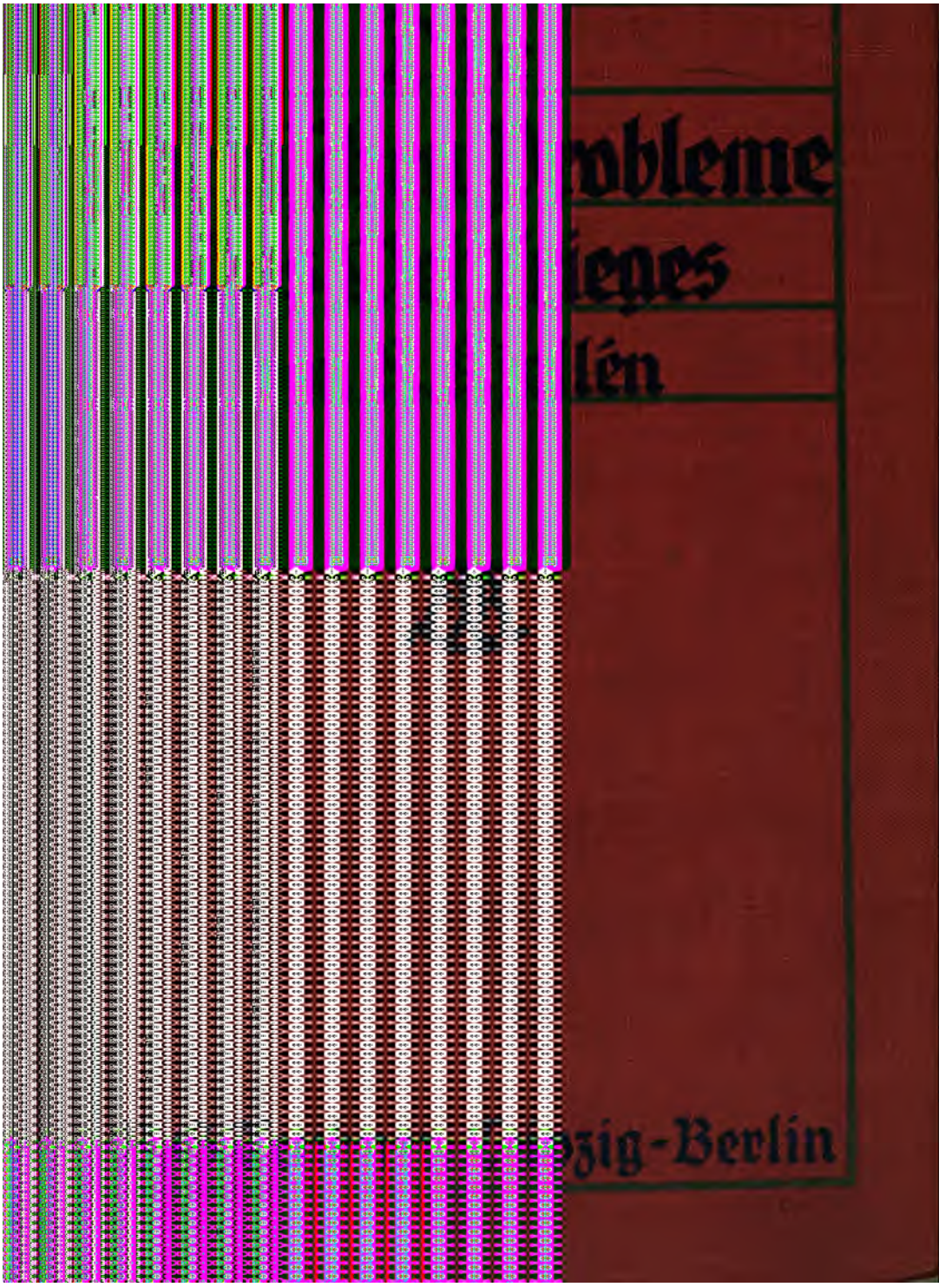
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


oblème
ieges
lén
zig-Berlin

Sarah Lang Library

Censor

16 L 3.90

16 L 3.90

Die politischen Probleme des Weltkrieges

Von

Dr. Rudolf Kjellén
Mitglied des schwedischen Reichstages
Professor an der Universität zu Uppsala

Übersetzt von

Dr. Friedrich Stieve

Mit 5 Karten im Text

1.—7. Tausend

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1916

H 801.862

Harvard College Library
July 21 1919.
Gift of
British Chief Postal Censor.

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1916 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

Dieſes Buch — erwachſen aus öffentlichen Vorleſungen an der hieſigen Hochſchule — ſtammt geiſtig in gerader Linie von dem früher im gleichen Verlage herausgegebenen Buche des Verfaſſers „Die Großmächte der Gegenwart“ her. Die Reibungen zwiſchen den Großmächten, auf die in dieſer Arbeit hingewieſen wurde, haben jetzt zur Kataſtrophe des Weltkrieges geführt. Da es diesmal unſere Abſicht iſt, Faden für Faden den verwickelten Urſachenknäuel zu entwirren, aus dem der große Krieg hervorging, ſo können wir in unſerer Unterſuchung faſt in jedem Punkt an die früheren Darſtellungen anknüpfen.

Auf der anderen Seite dürfte die Analyſe der Motive des Weltkrieges einige ſynthetiſche Ausblicke auf die Zukunft mit ihrer neuen Gleichgewichtslage in der politiſchen Welt eröffnen. Wenn alſo unſer Thema im Grunde nur die Probleme berührt, die den Weltkrieg hervorgerufen haben, ſo kann es in der Folge nicht ganz die Probleme unbeleuchtet laſſen, die der Weltkrieg hervorgerufen hat.

Gotenburg, Weihnachten 1915

Rudolf Kjellén.

Inhalt.

Seite

Einleitung: Der Krieg und die Staatswissenschaft 1
I. Geopolitische Probleme I: Rußland und England 9
II. Geopolitische Probleme II: Deutschland 22
III. Ethnopolitische Probleme I: Die Nationalitätsprobleme . . 46
IV. Ethnopolitische Probleme II: Das Rassenproblem 76
V. Soziopolitische Probleme 103
VI. Verfassungs- und kulturpolitische Probleme 127

Karten im Text.

I. Afrika nach dem Übereinkommen von 1914 27
II. Afrika nach dem Weltkriege. Nach Johnston 38
III. Nationalitätenkarte von Österreich-Ungarn 78
IV. Panslawistische Karte von Europa 86
V. Nationalitätenkarte von Europa 99

Einleitung.

Der Krieg und die Staatswissenschaft.

Der Krieg — so lautet Clausewitz' berühmter Satz in seiner nachgelassenen Arbeit „Vom Kriege" (1833) — ist nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, oder, wie er es genauer ausführt, „ein wahres politisches Instrument, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln".

Die Wahrheit dieser Diagnose erhellt am klarsten, seitdem wir gelernt haben, die politische Karte als einen Ausdruck für die innere Machtlage der Staaten in einem gegebenen Zeitpunkte zu betrachten. Diese Lage dauert nicht ewig; die Entwicklung nimmt ihren Fortgang, während die Karte stille steht, eine Macht wächst, bis sie keinen genügenden Platz mehr innerhalb der alten Grenzen der Karte hat, eine andere Macht wiederum vermag den ihr gegebenen Raum nicht länger auszufüllen. Die Karte ist dann wie ein Gewand geworden, aus dem man herausgewachsen ist, oder das zu weit wurde und den einzelnen Staatskörpern nicht mehr paßt; sie ist ein falscher Spiegel geworden, in dem sich die Staaten in anderen Proportionen als ihren wirklichen widerspiegeln. Wenn aber Entwicklung und Leben eine politische Karte auf diese Weise haben veralten lassen, stellt sich das Bedürfnis nach einer Neuordnung, einer Anpassung an die neue Machtlage ein. Es ist nur natürlich, besonders in individualistischen Zeitaltern, wenn man solange wie möglich versucht, diese Neuordnung in friedlichen Formen zu vollziehen. Daraus erklärt sich der große koloniale Ländertausch der letzten Zeit. Aber diese und ähnliche Methoden treffen nicht den Kern des historischen Bedürfnisses; sie genügen für Verbesserungen im Rahmen des alten

Gleichgewichtssystems, nicht für durchgreifende Änderungen des Gleichgewichtes selbst. Denn ein Staat kann, um seiner nationalen Ehre willen, nicht gern den Konkurs selbst über sich verhängen oder seinen Niedergang durch freiwilliges Aufgeben wesentlicher Werte eingestehen. Ist es so weit gekommen, bleibt für die Entwicklung nur die Fortsetzung „mit anderen Mitteln". Der Krieg tritt als das Instrument hinzu, durch das eine neue Gleichgewichtslage zwischen den Mächten geschaffen wird; und diese neue Lage findet dann ihren Ausdruck in einer neuen politischen Karte.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es klar, daß Kriege im eigentlichen Sinne Sache der Staaten und nicht einzelner Menschen sind. Das volkstümliche Urteil, das nach Verantwortlichen und Sündenböcken für diese Zuchtrute sucht, ist das Opfer eines Trugbildes, ungefähr jenem vergleichbar, das in Beziehung auf die Revolutionen der Erde selbst besteht und dem Geographen wohlbekannt ist. Man legte menschliches Maß an die Formen der Erde. Die Folge davon war, daß z. B. der Himalaja so riesenhaft erschien, daß man sein Entstehen nicht anders denn als Ergebnis unerhörter Paroxysmen begreifen konnte. Einer höheren Einsicht wurde es klar, daß man den Berg nicht mit unserer Kleinheit, sondern mit der Größe der Erdkugel vergleichen muß, da ja nicht wir ihn geschaffen haben, sondern die Erde; erst auf diese Weise wurde es möglich, den Himalaja nur als eine Runzel im Gesicht der Erde anzusehen. Dieser veränderte Gesichtspunkt ist die Voraussetzung für alle wissenschaftliche Einsicht in bezug auf die einschlägigen Naturvorgänge. Das historische Geschehen wird durch den freien Willen beeinflußt, verleugnet aber im großen und ganzen das gleiche Gesetz der Notwendigkeit nicht. Kriege erscheinen als unerhörte Revolutionen, um nicht zu sagen als reinweg unbegreiflich, solange man bei ihnen den Maßstab des Einzelmenschen anlegt; aber das Leiden des Krieges muß nicht an der Unruhe unseres Herzens, sondern an dem Leiden des Staates gemessen werden, da das Bedürfnis des Staates es hervorruft, nicht das einzelner Menschen. Solch großen

Ereignissen gegenüber reicht also eine bloß „anthropische" Perspektive nicht mehr aus; der Historiker muß sich zu einer „planetarischen" erheben, wie der Geograph zu einer „tellurischen". Das aber fordert vom Historiker die Fähigkeit, den Staat als eine selbständige, überindividuelle Persönlichkeit zu begreifen, die vom Individuum der Art nach verschieden, wenn auch zugleich mit ihm wesensverwandt ist. Nur derjenige, der sich auf diese Weise vom Vorurteil und der Engherzigkeit des Individualismus freizumachen vermag, ist imstande, einen wissenschaftlichen Begriff vom Kriege als einem Entwicklungswerkzeug zu gewinnen. Und die erhöhte Klarheit über den Gang der Welt, die er dabei erlangt, wird ihm zum Ersatz für das, was er vielleicht an Illusion geopfert hat.

Wir verstehen also den Krieg als ein Spezifikum für die Staaten, durch das sie klarer als sonst mit ihren Bedürfnissen hervortreten, die keineswegs immer unmittelbar mit denen der ihnen unterstellten Einzelmenschen zusammenfallen. Dazu kommt noch eines: der Krieg *sagt die Wahrheit*, genau wie der Wein! Der Friede stellt seine konventionellen Anforderungen, er zwingt die Staaten, ihre wirklichen Absichten und Meinungen um des diplomatischen Anstandes und des guten Zusammenlebens willen zu verschleiern, er bedient sich auch anderer Mittel als der wahren Sachlichkeit. Außerdem kann es geschehen, daß der Friede geradezu mit falschen Karten spielt, und die Größe der Staaten in einem trügerischen Licht erscheinen läßt, wie ungesunde Geschäfte, die mit künstlichen Mitteln aufrechterhalten werden. Der Krieg beseitigt diesen Schein. Er ist eine allumfassende Nachprüfung, bei der die sämtlichen Kräfte des Staates einer Besichtigung unterzogen und alle schwachen Punkte aufgedeckt werden. Er läßt uns die Staaten sehen, wie sie wirklich sind, mit allem Guten und Schlechten, Starken und Schwachen, mit ihren wirklichen Gefühlen, Interessen und Zielen. Wer hinter Schein und Hülle nach der Wirklichkeit im Staatsleben sucht, hat im Kriege besser Gelegenheit, die Wahrheit zu gewinnen, als im Frieden. Er erhält dann ein Abschlußbuch, in dem seine Beobachtungen über die

Staaten im Friedenszustand Bestätigung finden oder nicht. Er muß ihnen daher etwas von jenem besonderen Interesse widmen, das der Astronom für eine Sonnenfinsternis besitzt: denn diese bestätigt seine Berechnungen und läßt zugleich am Himmel Vorgänge zum Vorschein kommen, die die klare Sonne des Tages verbirgt.

Wenn ich hier von der Staatswissenschaft spreche, so geschieht das natürlich nicht in der beschränkten Bedeutung einer Staatsverfassungskunde, die unsere akademische Organisation so lange beherrscht hat. Mit dieser Anschauung habe ich meine endgültige wissenschaftliche Abrechnung in öffentlichen Vorlesungen über den Staat als Lebensform (Herbstsemester 1908) abgehalten, nachdem ich schon in meinen Vorlesungen während des Jahres 1904—1905 mit ihr in der Praxis durch das neue Verfahren gebrochen hatte, nach welchem ich damals die Großmächte in öffentlichen Vorlesungen darstellte.[1]) Nach diesem Verfahren werden die Staaten nicht als wandelnde Verfassungsschemate oder Rechtssubjekte angesehen, sondern als große Lebewesen, als überindividuelle Persönlichkeiten, die im Guten und Schlechten von Lebenstrieben erfüllt sind; „stolz, ehrliebend und egoistisch sind sie alle, aber keiner dabei gleich dem andern"; jeder ist an seine Daseinsbedingungen gebunden, wie sie aus der Entwicklung und der äußeren Umgebung erwachsen sind. Die Organisation ihrer Regierung und ihres Rechtes ist bloß eine dieser Bedingungen, eine Seite ihres Wesens; außerdem müssen wir sie aber auch als geographisch organisierte Individuen oder *Reiche*, als ökonomische oder *Reichshaushalte*, als ethnische oder *Völker*, als soziale oder *Gesellschaften* ansehen. Von all diesen Gesichtspunkten aus können sie in ihrem Streben nach Selbstbehauptung oder Machtentwicklung miteinander in Konflikte, bis zum gewaltsamen Bruch des Krieges, geraten. Wo immer ein Krieg entflammt, muß also ein Staatenkenner auch schwache Punkte im

1) Diese Vorlesungen sind 1905 in zwei Bänden (auf Schwedisch) erschienen und wurden 1911—13 in vier Bände umgearbeitet; die Arbeit „Die Großmächte der Gegenwart" (Teubner 1914) ist eine Zusammenfassung daraus.

Staatensystem ablesen können, die wiederum eine Spiegelung des eigenen Wesens dieser großen Persönlichkeiten sind.

Meinecke hat neulich daran erinnert, daß diese Staatsauffassung mit ihrem „wahrheitsliebenden, nüchternen Realismus" von Ranke und dessen Abhandlung „Die großen Mächte" aus dem Jahre 1833 herstammt.[1]) Sie hat etwas von der Ehrfurcht des Biologen vor dem Leben, wie es ist, unabhängig von den menschenfreundlichen Idealen der Einzelpersonen. Sie urteilt nicht: sie begnügt sich damit zu beobachten und versucht zu verstehen.

Demnach will ich hier versuchen, das „mächtige Schicksal, das jetzt über Europa hereingebrochen ist" (Reichskanzler Bethmann Hollweg im Deutschen Reichstag, 4. August 1914) zu verstehen und das Verständnis dafür etwas zu fördern. Dabei werde ich die größere oder geringere Geschicklichkeit, mit der die handelnden Staatsmänner beim Kriegsausbruch den Schein der Initiative vermieden, außer acht lassen; nur von dem oben kritisierten Standpunkte aus kann man ein tieferes Interesse an der diplomatischen Fingerfertigkeit bei der Eröffnung des Spiels haben. Uns interessieren die Aufgaben des Spieles selbst: die Spannung, die durch den Krieg ausgelöst wurde — nebst dem klaren Licht, das von da aus über die Helden des Spieles, die gegenwärtig leitenden Großmächte, und über das ganze Staatensystem fällt, das jetzt seine fürchterliche Prüfung durchmacht.

Bei diesen Untersuchungen leiden wir nicht an der Dürftigkeit der Quellen, wohl aber an ihrem Überfluß, und überdies daran, daß sie durch Nationalgefühle getrübt sind. In jedem kriegführenden Land ist eine Sturzflut von Literatur an den Tag getreten, die die Lage vom Standpunkt des eigenen Landes aus und zu dessen Vorteil beleuchten will. Ich nenne als besonders bedeutend: „Deutschland

1) Siehe „Historische Zeitschrift" 1915, Bd. XVIII, S. 152, und „Deutschland und der Weltkrieg" S. 636 ff. Das oben im Text angeführte Zitat stammt aus dem letztgenannten Werke.

und der Weltkrieg", eine 1915 erschienene umfassende Rechtfertigung der deutschen Sache, „The war and democracy", 1914, von vier Engländern (vor allem von Seton-Watson) herausgegeben, sowie „Etudes et documents sur la guerre", eine ständig fortschreitende Sammlung in französischer Sprache; die erstgenannte Arbeit ist unter ihnen die unvergleichlich wertvollste, aber natürlich hat auch auf sie die Nationalität abgefärbt. In Hinsicht auf den allgemeinen historischen Verlauf, der jetzt in den Krieg ausgemündet ist, verweise ich ein für allemal auf Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913, und Lémonon, Europe et la politique Britannique 1882—1912; das erstere Werk aus dem Lager der Zentralmächte, das letztere aus dem der Entente. Für den eigentlichen Ausbruch des Krieges besitzen wir offizielle Aktenpublikationen von ungefähr allen kriegführenden Parteien. Aber auch diese, wie andere diesbezügliche Aktenstücke, bieten keineswegs so festen Grund, wie es scheinen mag, da die Parteinahme sich in der Auswahl selbst noch breit genug machen kann, von den Verteidigungszwecken bei den verschiedenen Akten gar nicht zu sprechen. Die Wahrheit ist bei diesem großen Zufluß von Angaben, die immer im Dienst eines Willens zum Siege stehen, recht obdachlos. Nicht einmal ein Vertreter der Wissenschaft in einem neutralen Land kann sicher sein, daß er den überall irreführenden Versuchen entgeht, selbst wenn er sich in dem gegenwärtigen Kampfe ganz frei von Sympathien sagen könnte.

Ich für meinen Teil wage am Anfang dieser Vorlesungen als eigene Erklärung das Bekenntnis abzulegen: amica Germania sed magis amica veritas! Ich leugne nicht, daß meine politischen Sympathien auf seiten der einen kriegführenden Partei sind. Ich strebe auch nicht nach dem Preis der Parteilosigkeit, den man gewinnt, indem man zwischen entgegengesetzten Standpunkten hin und her hinkt oder eine Mittelproportionale zwischen ihnen sucht. Ich gelobe nur ein ehrliches Streben nach der Wahrheit, ohne andere ungebührliche Rücksichten. Doch darf man dabei nicht unerwähnt lassen,

daß dieses Streben durch die Art der Aufgabe, wie ich sie mir gestellt habe, und gerade durch die oben angedeutete biologische Staatsanschauung erleichtert wird. Wenn man den Gang der Politik allein als das Werk einzelner Menschen ansieht, so läßt man dadurch auch der Subjektivität in der Auffassung dementsprechend freies Spiel. Erblickt man jedoch in der Entwicklung treibende Kräfte hoch über — oder tief unter — den Häuptern der Menschen, Kräfte, die sich in tatsächlichen Zuständen und dem Zusammenhang der Dinge äußern, dann hat man einen festen Grund, auf dem man stehen kann, nämlich eben diese Zustände und diesen Zusammenhang. So sehe ich in diesem Fall meine Aufgabe an. Hier gilt es nicht zwischen nationalen Aufgaben zu entscheiden oder sonst ein Urteil zu fällen oder eine Schuld zu entdecken. Hier gilt es vielmehr, die objektiven Faktoren in der weltumfassenden Umwälzung klarzulegen und festzustellen; die subjektiven sollen nicht geleugnet werden, aber sie fallen als irrationelle Reste von der Untersuchung ab. Hier dehnt sich ein Feld, auf dem der Mann der Wissenschaft seine sicheren Methoden hat, hinter denen er sich gegen die störenden Einwirkungen der Subjektivität verschanzen kann — wobei es anderen unbenommen bleibt, sittliche Maßstäbe an die so gewonnenen Resultate zu legen.

Hiermit ist auch der Plan für die Untersuchung gegeben. Verhält es sich so, daß die Staaten von geographischen, ethnischen, ökonomisch-sozialen und verfassungspolitischen Verhältnissen bestimmt werden, dann müssen auch die Umwälzungen zwischen den Staaten aus solchen Verhältnissen hergeleitet werden. Es empfiehlt sich also, die Probleme des Weltkrieges nacheinander von diesen vier Seiten her zu untersuchen. Wir wollen zunächst prüfen, ob die jetzige Karte in ihrem rein äußerlichen Bild politische Mißverhältnisse ernster Art in sich barg. Daraufhin ist zu untersuchen, ob alles mit der Verteilung der Nationen in den einzelnen Staaten richtig bestellt war. In dritter Linie wendet sich die Aufmerksamkeit zu den Reibungen zwischen den wirtschaftlichen Einheiten. Und endlich steht noch die Frage aus, ob zwischen den verschiedenen Rechtsanschauungen unver-

ſöhnliche Gegenſätze walten: daran ſchließt ſich am beſten ein Blick auf den großen kulturpolitiſchen Kampf, der jetzt die Welt ſo bitter durchtobt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns nur bei den großen Gegenſätzen und Hauptſachen aufhalten können. Eine vollſtändige Behandlung der einzelnen Differenzen verbietet ſchon die Knappheit des Raumes. Auch dürfte ſich eine ſolche nicht als nötig erweiſen, um feſtzuſtellen, welch unerhörte, von verſchiedenen Seiten aufgeſtapelte, in wirklichen oder ſcheinbaren Staatsnotwendigkeiten begründete Intereſſen- und Willensmaſſive es im Weltkrieg gilt zum Siege zu führen oder zu brechen.

I.

Geopolitiſche Probleme I.

Rußland und England.

Man braucht das Gewimmel der Kämpfer im Weltkrieg nicht lange zu betrachten, um zu ſehen, daß ſie ſich in drei Klientelen unter jeweils einem Patron einteilen laſſen. Die erſte iſt die Deutſchlands, zu der die Großmacht Öſterreich-Ungarn und die Türkei und Bulgarien gehören. Die zweite iſt die Englands, zu der die Großmächte Frankreich und Italien — und in gewiſſem Grade auch Japan — und der Kleinſtaat Belgien gehören. Die dritte iſt die Rußlands, ſie wird von den Kleinſtaaten Serbien und Montenegro allein gebildet. Wenn wir jetzt zunächſt daran gehen, die Mängel und Bedürfniſſe der politiſchen Karte zu durchforſchen, ſo richten wir unſer Augenmerk hauptſächlich auf dieſe drei Patrone und Hauptakteure.

Die Geopolitik ſtellt gewiſſe Anforderungen an die Staaten in ihrer Eigenſchaft als Reiche, die zwar mit den Zeiten wechſeln, aber zu jeder Zeit als kategoriſch angeſehen werden müſſen. Dieſe Anforderungen ſind vor allem folgende drei: genügende Ausdehnung, Bewegungsfreiheit und Möglichkeit zu ſtarkem Zuſammenhalt. Da ſich jetzt die modernen Großmachtsreiche typiſch als eine Zuſammenſetzung von Mutterland und kolonialen Nebenländern in fremden Weltteilen darſtellen, ſo bezieht ſich die Forderung des Zuſammenhaltes nicht bloß auf einen ſolchen zwiſchen dem Mutterland und den Kolonien, ſondern auch zwiſchen den Kolonien unter ſich; und daneben ſteht die mathematiſche Forderung der Ausdehnung und die dynamiſche der Bewegungsfreiheit.

Das ſind die grundlegenden Vorausſetzungen für den Wettkampf

um ein hohes Ziel; und die Forderungen wachsen natürlich mit der Größe des Zieles. Wir wollen jetzt untersuchen, was in dieser Hinsicht bei den Patronen des Weltkrieges, nach der Art, wie sie sich auf der gegenwärtigen Karte ausnehmen, fehlt.

Rußland bietet ein Bild, das wohl ideal genannt werden kann. Mit einem Anteil in Europa, der mehr als die Hälfte dieses Weltteiles ausmacht, vereinigt es einen Anteil in Asien von anderthalb- bis zweifacher Größe Europas, und dies in unmittelbarem Länderzusammenhang — wie Thorax und Abdomen eines Insektes —, also ein einziger riesenhafter, in sich abgeschlossener und in allen Teilen zusammenhängender Reichskörper.

Wenn es jedoch mit der Ausdehnung und dem Zusammenhalt der russischen Gewalt gut bestellt ist, so fehlt es desto mehr am dritten Punkt: an der Bewegungsfreiheit. Rußland besteht aus den Rückseiten zweier Weltkörper, die im toten Wasser und im Schatten der Weltkultur zu einer politischen Einheit zusammengekoppelt sind. Das vor allem bezeichnende Moment an dieser Lage ist, daß dies Reich keinen Zugang zum offenen Meer hat. Es hat einen Strand an der Japanischen See (Wladiwostok), aber der ist 1000 Meilen vom Herzen des Reiches entfernt, und Japan hat die Schlüssel dazu. Es hat einen anderen Strand am Weißen Meer (Archangelsk), der aber ist mehrere Monate hindurch vom Eis versperrt. Zu seinem Ostseestrand haben Dänemark und Schweden, zu seinem Schwarzenmeerstrand hat die Türkei die Schlüssel. Die übrige Küste des Reiches gehört dem reinen Eismeer an.

Wir stellen hier einen geopolitischen Faktor allererster Ordnung fest: die Absperrung der russischen Gewalt vom Weltmeer. Dies ist gerade ein Faktor, der innerhalb der Politik einen kategorischen Imperativ schafft: die Einsperrung zu überwinden und an einen Welthafen zu gelangen. Man ist auch gewöhnt, in diesem Streben die Einheit der russischen Machtpolitik zu erblicken.[1]) Selbst wenn

1) Vgl. zuletzt O. Hötzsch, Rußlands Drang zum Meer. Vortrag, 5. Januar 1915.

man nachweisen könnte, daß die russische Staatseinheit nicht das gleiche Bedürfnis nach einem Meer besitzt wie eine westländische, mehr industrialisierte Einheit, so ist das bedeutungslos im Vergleich zu der handgreiflichen Tatsache, daß das offizielle Rußland an das Meer als an eine Macht- und Reichtumsquelle glaubt oder jedenfalls diesen Glauben als politische Maske ausnützt. Rußlands Politik wird nämlich durch russische Gesichtspunkte bestimmt und spiegelt sich in russischen Handlungen wider; sie kann daher nur aus diesen Gesichtspunkten und Handlungen verstanden werden. In dieser Hinsicht brachte „Novoje Vremja" im Frühjahr 1905 eine Äußerung, die mehr besagt als alle fremde Skepsis: „Will Rußland", so heißt es dort, „seine historischen Aufgaben lösen, so benötigt es einen Zutritt zum Weltmeer, der seiner Größe entspricht — einem Volke von 130 Millionen darf man den Rock nicht zu eng zuschneiden und die Ärmel zunähen."

Entscheidend ist die eigene Geschichte Rußlands. Es bedarf keiner konstruierenden Phantasie, um dieses Leitmotiv hinter den Unternehmungen der russischen Expansionspolitik in jüngster Zeit wieder zu erkennen. Den letzten Abschnitt dieser Politik erlebten wir 1905, als Japan einen Riegel vor den Großen Ozean vorschob. Vorher, in den neunziger Jahren, hatte Rußland seine Blicke auf den Indischen Ozean (Bender Abbas an der Persischen Bucht) geworfen; das berührte Englands Interessen am nächsten, und während der russischen Schwächeperiode nach der Niederlage durch Japan konnte England 1907 auch hier einen Riegel vorschieben; Rußland entsagte formell allen Plänen auf Bender Abbas und das davorliegende Strandgebiet, und ein Brief von Edward Grey an den englischen Gesandten in Petersburg, der im gleichen „Blaubuch" aufgenommen ist wie der Vertrag selbst, bestätigt, daß Rußland während der Verhandlungen bedingungslos erklärt hat, daß es Englands Sonderinteressen an der Persischen Bucht nicht bestreite.

Wir wollen jetzt sehen, wie weit das traditionelle Motiv auch beim heutigen Weltkrieg mitspielt. Durch die eben erwähnten Ab-

machungen hatte sich Rußland vom Asiatischen Meer zurückgezogen. Jetzt blieben nur noch die europäischen: der Atlantische Ozean und das Mittelmeer. Der erstere Weg stößt auf den Hauptfeind des 18. Jahrhunderts, der letztere auf den des 19. Jahrhunderts: auf Schweden bzw. die Türkei. Der erstere ist vielleicht weniger beschwerlich und führt unmittelbar zum Weltmeer, bringt aber andererseits wenig Landgewinn mit sich und eröffnet jenseits des Meeres keine Aussichten. Der letztere ist voll von schweren Hindernissen und mündet wieder in einen Sack, den England bei Gibraltar und Suez zuschnüren kann, aber er bringt die größten Annehmlichkeiten mit sich, die wir in anderen Kapiteln behandeln werden. Obwohl die jüngste strategische Eisenbahnpolitik in Finnland zeigt, daß Rußland den ersteren keineswegs aus dem Auge verloren hat, hatte man also allen Anlaß anzunehmen, daß der letztere Weg bei seinen Staatsmännern den Vortritt haben würde. Als einen Vorboten hiervon lesen wir Mitrofanoffs „Offenen Brief über das Verhältnis von Rußland und Deutschland" in den Preußischen Jahrbüchern vom Juni 1914, ein Bekenntnis von russischer Seite, das in Beziehung auf unglückverheißende Offenheit und Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt — für alle wachen Augen ein Sturmzeichen des herannahenden Krieges. Hier wird unumwunden ausgesprochen, daß Rußlands „Drang nach Süden" eine historische, politische und wirtschaftliche Notwendigkeit ist, und daß allein der Besitz der Dardanellen dieses Bedürfnis befriedigen kann.

Nun gibt es neben der traditionellen durch den Bosporus noch eine geographische Möglichkeit, zum Mittelmeer zu kommen: nämlich über das Hochland Armeniens — das geographisch nicht weniger als ethnisch mit Rußlands südkaukasischem Besitz zusammenhängt — hinaus zur Alexandrette-Bucht. Wir wissen, daß Rußland zuletzt im Neujahr 1913 während des türkischen Zusammenbruches hier bereit zum Eingreifen stand.[1]) Was hielt sein Schwert zurück? Offizielle

1) Über Rußlands Interesse an diesem Weg vgl. „Das größere Deutschland", 18. März 1915, S. 363 ff. (Alexandrette — Rußlands Sehnsucht). Gerade zu der

Rücksicht auf den Einspruch Deutschlands, da Rußland noch nicht zum Weltkrieg bereit war; aber wir haben Anlaß, an diesem Punkte auch den Widerstand von Englands Seite anzunehmen, da englische Einflußgebiete in der Nähe liegen. Dahingegen widersetzte sich England nicht länger dem Weg durch die Dardanellen, um dessentwillen es 1878 geneigt war, den Weltkrieg zu entfachen. Dies ist die offenkundige Voraussetzung für die „Entente" der beiden Mächte im Jahre 1907; die Aufteilung der Einflußgebiete in Persien war nur der sichtbare und unwesentliche Teil des Übereinkommens, dessen wirklicher Sinn es ist, daß Rußland die Persische Bucht gegen die Dardanellen hingibt. Scharfsinnige Diplomaten hatten diese Entwicklung schon zu Beginn des neuen englischen Kurses vorausgesehen,[1]) und sie hat deutlich ihre Bestätigung durch die bekannte Monarchenzusammenkunft in Reval im Juli 1908 erfahren, auf die die jungtürkische Revolution wie eine Reflexbewegung folgte. Auf diese Weise wurden die Dardanellen für Rußland auch der Weg mit den geringsten Widerständen. Seit es 1913 die Bestätigung erhalten hatte, daß es über Armenien nicht vorwärts kommen konnte, entschloß es sich endgültig zu dem alten Hauptweg[2]), — und so kommt es, daß dieser immer allein in den Akten und Erklärungen des Weltkrieges erwähnt wird.

Zeit, da die große Karpathenschlacht Rußlands Siegeshoffnungen anspornte, drängte sich diese Sehnsucht im Zusammenhang mit der armenischen Frage vor. Zilizien und Alexandrette werden als natürlicher Teil oder wenigstens als „Glacis" von Armenien angesehen. Eine Petersburger Zeitung erklärt Alexandrette für ebenso nötig für Rußland wie Konstantinopel. Auf Harry Johnstons Zukunftskarte (siehe unten S. 38) scheint Rußland wirklich den ersehnten Hafen zuerteilt bekommen zu haben.

1) In einer Depesche vom 14. Okt. 1905 äußert Belgiens Gesandter in Berlin, Baron Greindl: „England stellt sich jetzt ganz gleichgültig gegen das Geschick der Türkei — es dürfte Rußland freie Hand in Kleinasien lassen können." Er deutet zugleich das Motiv an: hierdurch würde Zwietracht zwischen Rußland und Deutschland gesät werden, und „Deutschlands Isolierung ist augenblicklich das Hauptziel der englischen Politik". Siehe belgische Aktenstücke 1905—14.

2) Vgl. Burgeß, Der europäische Krieg 1915.

Der Schleier fiel vollständig am 9. Februar 1915, als Rußlands Staatsminister Goremykin vor dem enthusiastischen Duma-Publikum „Rußlands glänzende Zukunft am Schwarzen Meer vor Konstantinopels Mauern" ausmalte, und Sassonow, der Minister des Auswärtigen, ihn mit folgenden Worten unterstützte: „Die Ereignisse an der russisch-türkischen Grenze werden Rußland eine weitere Lösung der politischen und wirtschaftlichen Fragen bringen, die sich an sein Streben nach dem Zutritt zum freien Meer knüpfen." Das Echo kam von Grey in London am 25. Februar: „Dies ist eine Aspiration, die unsere völlige Sympathie hat."

Sassonows Äußerung wirkt wie ein offizielles Dementi gegenüber den Stimmen, die — hauptsächlich in Schweden (Hjärne) — Rußland für uninteressiert am Meer erklärt haben. In der Tat hat der Weltkrieg selbst durch seinen Anschauungsunterricht über den Nutzen freier Küsten diese Erörterung abgeschlossen. Seit die Ostsee und das Schwarze Meer zugekorkt sind und das Weiße Meer vom Eis verbarrikadiert ist, ist das große Rußland viele Monate hindurch in der unmittelbaren Zufuhr von Bedarfswaren auf seine 1000 Meilen weite Verbindung mit Wladiwostok angewiesen gewesen und zugleich auf die Zwischendurchfuhr über neutrale Länder, über deren Durchfuhr diese das Bestimmungsrecht besitzen. Es dürfte keiner besonderen Erklärung benötigen, um zu sehen und zuzugeben, daß eine solche Lage von einem Lande mit Rußlands Ansprüchen ganz einfach als unerträglich empfunden werden muß. Ganz klar ist, daß man, wenn man früher die Notwendigkeit von Häfen nicht eingesehen hat, es jetzt tun muß. Hierzu kommt das rein psychologische Bedürfnis, die Schuld auf diesen Mangel zu schieben, wenn Rußland jetzt endgültig besiegt wird. Rohrbach hat vollkommen recht, wenn er in seiner Zeitschrift „Das größere Deutschland" (16. Oktober 1915) hervorhebt, daß diese Vorstellung nach dem Frieden „das ganze russische Denken beherrschen und die Macht einer politischen Zwangsvorstellung annehmen wird": Hätten wir nur einen Hafen gehabt — so wird es heißen —, um unbegrenzt Munition zuführen zu können, dann

wäre der Krieg anders ausgegangen! Hierbei ist es ganz gleichgültig, ob dieser Gedankengang richtig ist oder nicht. Aber wir brauchen den Ausblick in die Zukunft nicht weiter zu verfolgen. Es genügt, festzustellen, daß Rußlands Sehnsucht nach dem Meer, genauer gesagt, nach dem Mittelmeer durch die Dardanellen, eines der Hauptmotive gewesen ist, die den Weltkrieg hervorgerufen haben. Sein eigener Minister des Auswärtigen ist hier vollgültiger Hauptzeuge.

Sassonows Rede bildet auch eine Art Dementi gegenüber der Behauptung, daß Rußland schon seinen warmen Hafen in Alexandrowsk in Jekaterina an der Murmansküste besitze. Emeljanoff ist in einer auf Schwedisch herausgegebenen Broschüre (Rußlands Vordringen zum Atlantischen Ozean, Mai 1915) als Verkünder dieses Gedankens aufgetreten und hat auf die forcierten Eisenbahnbauten daheim als auf eine rechtskräftige Bestätigung hingewiesen; der Telegraph hat neulich auch Notizen darüber gebracht, daß die Eisenbahn im November 1915 fertiggestellt worden sei — was in der Tat einen Rekord in seiner Art bedeuten würde: ungefähr 100 Meilen in einem Jahr! Unser Skeptizismus geht nicht darauf aus, alle Wahrheit an diesen Angaben oder jegliche Absicht mit der Bahn zu bezweifeln, man darf sich aber wohl fragen, inwieweit eine solche Hintergasse das Bedürfnis des großen Rußland befriedigen kann, selbst wenn sie wirklich in einen offenen Hafen mündet. Sassonows Erklärung in der Duma scheint jede weitere Diskussion auch über diesen Punkt überflüssig zu machen.

Wir lenken jetzt unsere (geopolitische) Aufmerksamkeit auf England, Rußlands großen Bundesfreund und den Protagonisten des Weltkrieges.

Mit England verhält es sich in den wesentlichen Punkten ganz entgegengesetzt wie mit Rußland. Hier ist die Bewegungsfreiheit so groß, wie sie überhaupt auf unserer Erde sein kann. An Ausdehnung sind seine Nebenländer mehr als hinreichend, $3^1/_4$ mal so groß wie Europa. Sie liegen jedoch in größeren oder kleineren Stücken über die ganze

Erdkugel verstreut. Solange England Herr des Meeres ist, ist dieser Unterschied vom russischen Idealbild allerdings geringer, als er aussieht; überall ist ja der Weg zu den fremden Besitzungen offen, nichts hindert Englands Macht, sich an jedem Punkt zum Zweck des Zusammenhaltens der Nebenländer mit dem Mittelpunkt der Welt geltend zu machen. Die Unbequemlichkeit liegt anderswo; der Zusammenhalt der Nebenländer *untereinander* läßt auch da, wo kein Meer sie trennt, viel zu wünschen übrig; das bedeutet, daß die Verteidigungsaufgaben des Mutterlandes schwerer sind, als sie zu sein brauchten.

Dieser Gesichtspunkt hat sich in der letzten Zeit zu einem Hauptmotiv in der äußeren Politik des britischen Weltreiches entwickelt.

Im Jahre 1911 lenkte *Arthur Dix* die Aufmerksamkeit auf gewisse „geographische Abrundungstendenzen", die darauf ausgingen, die großen Handelsmächte in getrennten Abschnitten zu isolieren. *Schilder* bezeichnete im Jahre darauf die gleiche Richtung als eine der von ihm studierten „planmäßigen Einwirkungen auf dem Weltmarkt".[1]) England, das früher die Politik der offenen Tür verteidigt hat, marschiert jetzt an der Spitze des entgegengesetzten Systems der *geschlossenen Einflußgebiete*, offenbar seitdem die Konkurrenz in den offenen Türen anfing, zu groß zu werden. Das Ergebnis hat angefangen, sich in einem territorialen Gebäude ohnegleichen zu offenbaren, in einer Macht rings um alle Strände des Indischen Meeres, die auf den vier Ecksteinen: Australien, Indien, Ägypten und Südafrika, errichtet ist. Schon hat sich am letztgenannten Eckstein ein Block nach Norden hin so groß wie ein Drittel Europas angesetzt, während sich nach Süden ein Block beinah so groß wie halb Europa ausgebildet hat; von und mit Indien nach Westen sehen wir wieder ein halbes Europa in ununterbrochenem englischen Zusammenhang; zwischen ihm und Australien liegt das Meer mit den holländischen Kolonien.

Der große leitende Gedanke im letzten Abschnitt der englischen

1) Siehe „Geograph. Zeitschrift" 1911, S. 13, und *Schilder*, Entwicklungstendenzen in der Weltwirtschaft I. 1912.

Ausdehnungspolitik ist der: eine Zusammenschweißung einerseits von Südafrika und Ägypten, andrerseits von Indien und Ägypten. Das Eisenbahnunternehmen Kap—Kairo symbolisiert den ersteren Prozeß, der Eisenbahnplan Kalkutta—Kairo den letzteren. Doch von diesen beiden Unternehmungen ist das letztere das unvergleichlich wichtigere; denn hier handelt es sich um den Zusammenhang mit Indien, dem unentbehrlichen Kern des Weltreiches. Infolgedessen sehen wir auch, daß die englischen Staatsmänner ihr Interesse immer mehr auf die geographische Lücke zwischen Indien und Ägypten konzentrieren. Darauf hat es das Übereinkommen des Jahres 1907 betreffs Persien abgesehen. Und sonach begrenzt sich die Frage auf die Länder des türkischen Sultans im Gebiet zwischen Mittelmeer und Rotem Meer und der Persischen Bucht.

Arthur Dix — derselbe scharfsichtige Handelsgeograph, der 1911 die geographischen Abrundungsbestrebungen im Imperialismus unserer Tage hervorhob — hatte im Jahre vorher die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung „der großen Völkerbrücke zwischen drei Weltteilen" gelenkt, die durch die Landstrecke zwischen Kaukasus und Nil gebildet wird.[1]) Die wichtige Frage ist, ob die Durchfuhr dort von England monopolisiert oder für alle frei werden soll. Zwei natürliche Wege führen dort durch: über die Landenge von Suez durch das Rote Meer und über Mesopotamien hinaus zur Persischen Bucht. Für England muß es als ein Lebensinteresse erscheinen, die beiden zu beherrschen, da Indien auf ihrer Fortsetzung liegt. Deshalb machte England zunächst alle möglichen Schwierigkeiten mit dem französischen Suezkanal, um nachher, als der Kanal trotz allem zur Wirklichkeit wurde, sich durch rasche Stöße erst der wirtschaftlichen Gewalt (Aktienkauf von 1875) und dann der politischen (Okkupation von Ägypten 1882) zu bemächtigen. Ganz das gleiche Schauspiel sehen wir sich jetzt auf dem anderen Weg abspielen, seitdem Deutschland dort seine Konkurrenz mittels des Eisenbahnunternehmens nach Bag-

1) Siehe Politische Wirtschaftsgeographie, in „Geograph. Zeitschrift" 1910.

dad angesagt hat; Näheres hierüber soll weiter unten in dem geographischen Kapitel über Deutschland mitgeteilt werden. Unterdessen war England schon auf „Reservewege" neben Suez bedacht; ein solcher ist 1901 am Nil aufwärts hinaus zum Ozean an der Ugandabahn entlang fertiggestellt worden; ein zweiter wurde mit Rußland zu gemeinsamer Durchfuhr durch Persien besprochen, von wo sich von der kaspisch-turanischen Senke noch ein natürlicher Weg nach Indien hinzieht.[1]) Aber der eigentliche Streit dreht sich um den noch nicht von England besetzten Hauptweg, und hat sich zu einem offenkundigen englischen Anspruch auf das türkische Mesopotamien ausgewachsen.

Dieser Anspruch ist zuerst auf wirtschaftlichem Gebiet hervorgetreten. Es war ein berühmter Mann, William Willcocks, der Baumeister des Assuandammes, der 1903 anfing, seine Landsleute für Babylonien zu interessieren; es könnte, so meinte er, „ein zweites Ägypten oder Pendschab" werden, wenn man die Wasserwerke und Kanalanlagen der Alten wiederherstellen würde. Die politische Konjunktur in Konstantinopel im Jahre 1909, in der die Jungtürken zum erstenmal zur Macht gekommen waren, wurde dazu ausgenutzt, ihm eine Anstellung an dem Platze zu verschaffen, und im Jahre darauf schlug er zur Vervollständigung des wirtschaftlichen Fußfassens vor, eine Eisenbahn von Bagdad schnurgerade nach Westen über Palmyra nach Damaskus und somit nach der Küste (Beirut oder Tarabolus)[2]) zu bauen. Die Eisenbahn ist wie viele ihrer Vorgängerinnen auf dem Papier eingetrocknet, aber als ein erstes Ergebnis von Willcocks' praktischer Arbeit wurde im Dezember 1913 der Damm am Hindije-Arm des Euphrat in der Nähe der Ruinen des alten Babel eingeweiht. Als dann der Weltkrieg kam, zauderten die Engländer nicht mehr, die Maske fallen zu lassen. Wie Rußland seine Lust nach den Dardanellen eingestand, so haben sie in bezug auf Mesopotamien

1) Vgl. hierüber Wütschke in „Grenzboten" 1915, Nr. 37.

2) Siehe The restoration of the Chaldea in „The Geographical Journal" 1903, und Mesopotamia, past, present and future, ebd. 1910.

ein Bekenntnis abgelegt; am 21. November 1914, nur zwei Wochen nach dem Bruch mit der Türkei, waren sie schon daran, Basra zu besetzen; und seitdem hat der Telegraph hier und da eine Nachricht von ihrem Vorrücken am Tigris aufwärts in der Richtung auf Bagdad zu gebracht, bis im November 1915 der große Rückschlag kam.

Wir verstehen jetzt Englands Verlangen nach Mesopotamien: es bezweckt sein indisches Reich an einem Punkt zu stützen, wo Gefahr droht. Dabei fällt es besonders in die Augen, welch unerhörte Wertsteigerung diese Entwicklung dem ägyptischen Bereich gebracht hat. Schon Bismarck sah das vollkommen ein. Moritz Buschs Tagebuchblatt vom 9. Juni 1882 bewahrt folgende Äußerung von ihm auf:

„England hat Ägypten so nötig wie das liebe Brot, wegen des Suezkanals, der nächsten Verbindungslinie zwischen der östlichen Hälfte des Reiches mit der westlichen. Der ist wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet."

Der Nerv im Genick, der Gehirn und Rückgrat verbindet — klarer kann ein unmittelbares Lebensinteresse nicht umschrieben werden. Und doch waren zu jener Zeit die Pläne noch nicht gereift, die jetzt Ägypten als Schlüssel und Kern der englischen Macht im Indischen Meer und damit als Eckstein der großen Weltmacht erscheinen lassen. Man darf sich nur Ägypten aus Englands Reich wegdenken, um das einzusehen: dann fällt das stolze Gebäude in lose Reichsteile auseinander, ohne weitere Möglichkeit zu organischer Verbindung und mit unsinnigen Aufgaben für die Verteidigung; denn wie sollte England Indien ums Kap herum verteidigen können! Ägypten — die Wachtstube am Kanal zwischen Atlantischem und Indischem Ozean, der Brückenkopf auf der Landenge zwischen Afrika und Asien — ist also für England zugleich ein Außenwerk zu Indien, mit dem Indien auf die Dauer steht und fällt. Man kann in der Tat bezweifeln, ob irgendein Punkt der Karte außerhalb Europas einen größeren Wert für die politische Konkurrenz besitzt als dieser.

Dazu aber kommt noch eins: Englands unerhörte Versicherungssumme gilt einem kranken Leben. Krank in rechtlicher Hinsicht;

denn das Haus steht auf unfreiem Boden, England hat sich dort ohne die Erlaubnis des türkischen Besitzers eingenistet. Krank auch in geographischer Hinsicht; denn nur hier ist wie in Indien, und zwar bequemer als in Indien, das Britische Reich zu Land für einen europäischen Feind angreifbar. Ägypten ist also nicht bloß des Reiches wertvollstes, sondern zugleich sein empfindlichstes Glied — seine Achillesferse. Schon 1900 lenkte General v. d. Goltz die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung Ägyptens, und seitdem ging es ins allgemeine Bewußtsein über, daß „hier die Stelle sei, wo Englands Weltmacht tödlich verwundbar ist" (Delbrück).[1])

Daß England sich selbst dessen bewußt ist, dazu bedarf es keines weiteren Beweises als sein Auftreten gegen die Türkei im Jahre 1906, da diese eine Nebenbahn von ihrer Hedjasbahn zur Akababucht herabführen wollte; England legte Einspruch ein, schritt zu einer Flottenkundgebung und erzwang so eine Grenzregulierung, die die Sinaihalbinsel zum Glacis von Ägypten machte. Die völkerrechtliche Schwäche seiner Stellung hat England auf eine jetzt ja nicht mehr ungewöhnliche Art zu umgehen versucht, indem es Ägypten während des Krieges für ein aus dem Türkischen Reich ausgeschiedenes Schutzgebiet erklärte (5. November und 18. Dezember 1914). Die geographische Schwäche bleibt auch nach 1906 und läßt sich nicht beseitigen.

Man muß sich diese Gesichtspunkte vor Augen halten, um Englands geopolitische Lage im Weltkrieg klar zu erkennen. Englands Begierde steht nach der Landbrücke zwischen Mittelmeer und Persischer Bucht. Auf den ersten Blick ist dies eine reine und unverfälschte Expansion, ein aggressives Programm, das auf Kosten anderer nach mehr Land und mehr Macht strebt. Das soll nicht in Abrede gestellt werden, wenn wir auch zu gleicher Zeit beachten, daß hier in der Offensive ein defensives Element eingeschlossen liegt. Um Indiens willen, um zu bewahren, was es besitzt, fühlt sich Eng-

1) Goltz, Seemacht und Landkrieg, in der „Deutschen Revue" 1900; Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern", November 1912.

land genötigt, seine Hand auf die Wege dorthin zu legen. Auch in seinem Streben, sich Ägypten zu sichern, wird es von reinem Selbsterhaltungstrieb geleitet. Wir sehen hier eine Verschmelzung von Angriff und Verteidigung, die als typisch für die imperialistische Entwicklung bezeichnet werden kann: der eine Schritt macht den andern nötig, wenn man nicht einen oder mehrere Schritte zurückgedrängt werden soll.

Aber der Druck, den England hier verspürt, kommt von Deutschland. Von Deutschland geht auch das große Hindernis für Rußlands Pläne aus. Damit berühren wir das dritte geopolitische Hauptproblem des Weltkrieges.

II.

Geopolitiſche Probleme II.

Deutſchland.

Wir haben vom geopolitiſchen Standpunkt aus drei elementare Forderungen für eine wirkliche Großmacht aufgeſtellt: entſprechende Ausdehnung, volle Bewegungsfreiheit, inneren Zuſammenhalt. Wir ſehen, daß es Rußland am zweiten und England am dritten fehlt, und daß beide verſuchen, ihre Bedürfniſſe im Türkiſchen Reich zu befriedigen. Es erübrigt noch zu unterſuchen, wie Deutſchland in der Geſtalt, wie es in den Krieg ging, die grundlegenden Vorausſetzungen erfüllte.

Wir bemerken hier gleich, daß in Hinſicht auf die Ausdehnung Deutſchland mit den zwei anderen gar nicht verglichen werden kann. Mit einem Zehntel der Größe des ruſſiſchen Mutterlandes vereint Deutſchland ein Kolonialgebiet, das nicht mehr als $^1/_3$—$^1/_4$ von Europa entſpricht.[1]) Sogar Frankreich ſteht ſich hier beſſer, da es mit Deutſchlands Größe in Europa mehr als Europa an Nebenländern vereinigt. Alſo hat Deutſchland alles in allem nur einen Umfang von $^1/_3$ Europa aufzuweiſen, während England einen von $3^1/_3$, Rußland von $2^1/_2$ und Frankreich einen von über 1 Europa hat.

Wir erkennen dieſe Unterlegenheit Deutſchlands nicht ſo deutlich, weil wir gewöhnlich nur die Karte Europas mit den Mutterländern betrachten; da zeigt ſich nur Rußland unmittelbar in ſeiner überwältigenden Größe. Wenn wir aber zur Karte Frankreichs einen

1) Bei der Meſſung von Rieſenreichen bietet ſich der Umfang Europas von 10 Millionen Quadratkilometern als natürliche Einheit. Das iſt eine Ausdehnung, die von China etwas überſchritten, von Kanada ausgefüllt und von Braſilien, Auſtralien und den Vereinigten Staaten faſt erreicht wird.

Anhang, halb so groß wie den russischen hinzudenken und zu der Englands einen, der fast so groß ist, zu der Deutschlands aber nur ein Sechstel davon, so bekommen wir einen Begriff von den richtigen Verhältnissen. Und das ist der richtige Gesichtspunkt. Es wird auch von seiten der Entente zugegeben, daß die Welt „schon längst aufgehört hat, nur europäisch zu sein" (Seton-Watson in The war and democracy); diese Ansicht besagt auch, daß die wirkliche Konkurrenz zwischen den Mächten nicht länger auf den Schauplatz unseres Weltteiles beschränkt ist, sondern den ganzen Planeten umfaßt. Vor diesem planetarischen Horizont, der jetzt für die große Politik der eigentliche ist, schrumpft Deutschland in seinem Flächeninhalte zu einem unbedingt kleineren Rang zusammen als sogar Frankreich.

Ferner zeigt das Bild der Karte einen bedenklichen Mangel auch in bezug auf Deutschlands Bewegungsfreiheit. Es hat allerdings den Vorrang vor Rußland durch seine Nordseeseite; und seit 1890 ist Helgoland nicht länger „eine englische Boxerfaust, um nicht zu sagen eine englische Nase in Deutschlands Gesicht".[1]) Aber noch zuletzt hat der englische Ukas vom 5. November 1914 gezeigt, daß England nicht bloß den Kanal, sondern auch den breiten Zugang zwischen Schottland und Norwegen sperren kann. Es ist daher ein ständiger Wunsch in den Kreisen der deutschen Marine, daß Deutschland nicht nur am Eingang des Kanals, sondern auch an dessen Ausgang in den Atlantischen Ozean einen Stützpunkt gewinnen muß — wir hörten das zuletzt auf der Jahresversammlung der deutschen Reedervereinigung im Oktober 1915 Ballin, den bekannten Generaldirektor der „Hapag", fordern.

Diese Sorge steht jedoch hinter einer größeren und einschneidenderen Schwäche in der Lage des Reiches zurück. Ruedorffer — ein Pseudonym, hinter dem sich ein Mann in der unmittelbaren Nähe des Reichskanzlers verbergen soll — hat in seiner meisterhaften Schrift: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" kurz vor

1) Jäckh, Deutschland im Orient, 1913.

Kriegsausbruch diese Schwäche in all ihren möglichen Folgen für die Politik durchschaut, und Hintze hat dieselbe jetzt in „Deutschland und der Weltkrieg" zum Ausgangspunkt für seine ganze Betrachtung über sein Vaterland und das „Weltstaatensystem" genommen. Es ist Deutschlands Zwischenlage zwischen anderen Großmächten, ohne dabei wie diese eine Seite frei zu haben. Die Verschiedenheit in den Größenverhältnissen erhält ihr schicksalsschweres Plus dadurch, daß das kleine Reich zwischen den großen eingeklemmt ist. Das bedeutet eine Last, die die anderen nicht zu tragen haben. Jeder Schritt in der Weltpolitik wird für Deutschland durch die Rücksichtnahme auf die europäische Konstellation erschwert; es muß die Wirkung daheim berechnen, wo es von Nachbarn umgeben ist, die Feinde werden können. Der konzentrische Druck ist also Deutschlands Schwäche von Anfang an. Friedrich der Große bekam ihn seinerzeit zu fühlen, Bismarcks Staatskunst vermochte ihn mit Hilfe glücklicher Konjunkturen zu umgehen, jetzt aber hat Wilhelm II. die äußersten Konsequenzen auf sich nehmen müssen. Die Gefahr der „zwei Fronten" hat sich durch den Versuch der feindlichen Mächte, auch die südliche Flanke zu umzingeln, zu der der „Einkreisung" ausgewachsen. Zwar will ein Historiker vom Range Seignobos' diese Gefahr als Ausgeburt einer Einbildung hinstellen, „die von Größenwahn in Verfolgungsmanie umschlägt" [1]), aber die geographischen Tatsachen lassen sich auch durch noch so geistreiche Phrasen nicht wegtilgen.

Diese rein geographische Einklemmung wirkt auch in anderer Hinsicht hemmend. Deutschland entbehrt zur Errichtung und Beherrschung eines großen Kolonialreiches der natürlichen Operationsbasis (Hintze), die Rußland und in gewissem Grade auch Frankreich durch die unmittelbare Nachbarschaft mit ihren Expansionsgebieten haben, und die England durch seine Meereslage und seine

1) Siehe die Schrift 1815—1915, Du congrès de Vienne a la guerre de 1914, S. 28 (unter „Études et documents sur la guerre"). Über Deutschlands allgemeine Lage vgl. „Die Großmächte der Gegenwart", S. 59 f.

traditionelle Seeherrschaft besitzt. Deutschlands Kolonien liegen weit entfernt in Afrika, und es beruht bei der gegenwärtigen Konstellation ganz und gar auf Englands Gnade, ob das Mutterland in Verbindung mit ihnen treten darf oder nicht. Der Weltkrieg hat die Rechnung wieder bestätigt; bevor kaum ein Jahr vergangen war, hatte Deutschland beinahe alle seine Kolonien in den verschiedenen Weltteilen verloren, — die einzige größere Ausnahme ist Ostafrika, das sich noch durch eigene Kraft hält.

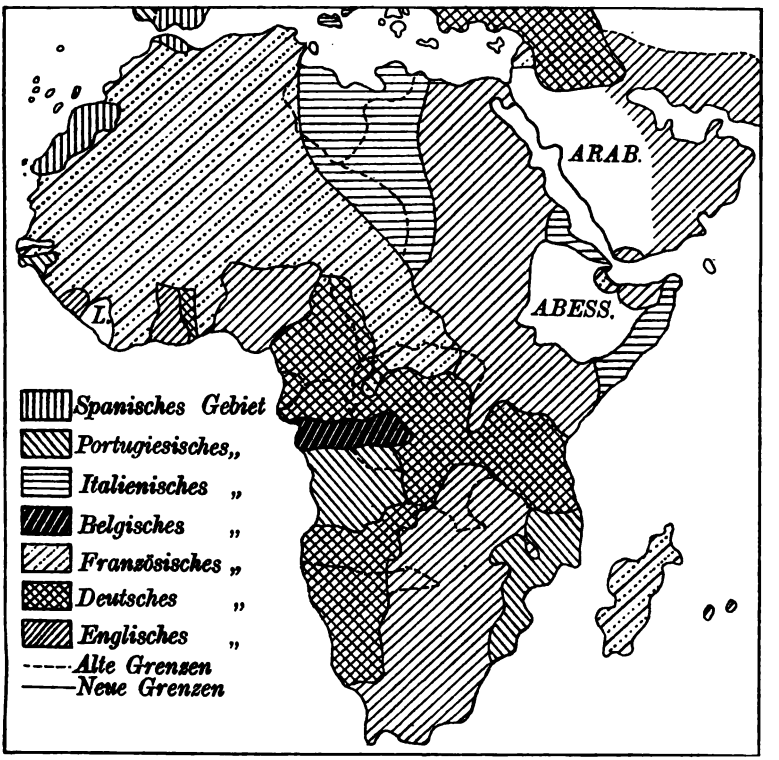
Das Problem des Zusammenhaltes zwischen Deutschland und seinen Kolonien ist somit völlig ungelöst. Zu alledem kommt aber noch eines hinzu: es gibt keine Spur von Zusammenhalt zwischen den Kolonien selbst. Sie liegen verteilt in drei größere Teile (und einen kleineren) auf dem Festlande Afrikas und in mehreren größeren und kleineren Stücken im Stillen Ozean oder an dessen Küsten. Das sind für eine Weltmacht ganz unleidliche Verhältnisse. Wenn England in seinem Überfluß es als eine Lebensfrage ansieht, seine großen kolonialen Blöcke miteinander zu vereinen, muß es der deutschen Politik noch mehr am Herzen liegen, wenigstens einen solchen Block zu schaffen.

Geographisch liegt diese Möglichkeit nur in Afrika vor. Und das ist auch ein Programm, um das sich die allgemeine Meinung in Deutschland in letzter Zeit zu scharen beginnt; eine große zusammenhängende Afrikamacht, ein „Brasilien in der alten Welt" (Hänsch) unter deutscher Fahne. Die Überzeugung, daß der belgische Kongostaat und das portugiesische Angola, die die Lücken zwischen den jetzigen Hauptstücken ausfüllen, auf die eine oder andere Art von Deutschland erworben werden müssen, ist somit in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Darauf zielen auch die beiden „Hummerscheren" gegen den Kongofluß ab, die Deutschland beim Marokkoabkommen mit Frankreich 1911 gewann. Dann aber teilen sich die Meinungen in ein meridionales und ein äquatoriales Programm. Das letztere ist mit der Erwerbung Angolas und des Kongostaates zufrieden und will keine weitere Ausdehnung (Hänsch; mit einer geopolitischen Aus-

dehnung in Nigeria, Dove). Das erstere nimmt Rücksicht auf Englands Programm im Indischen Meer und will dem deutschen Block die Einheit einer atlantischen Macht verleihen; zu diesem Zwecke sollten die ostafrikanischen Kolonien gegen Englands westafrikanische Besitzungen eingetauscht werden (Hans Delbrück)[1]. Keines von den beiden Projekten würde jedoch die Gesamtmacht auf mehr als $^3/_4$ des Umfanges von Europa erhöhen.

Man muß hierbei beachten, daß diese Pläne schon nahe daran waren, ein völkerrechtliches Resultat abzugeben. Unterhandlungen mit England sollen zu einer Abmachung kurz vor dem Weltkrieg, nach den gewöhnlichen Angaben am 15. Juni 1914 (andere sagen am 14. Juli) geführt haben. Wir besitzen keine Akten oder offiziellen Angaben hierüber. Aber bei einer Tagung der Royal Geographical Society am 24. Febr. 1915 hielt der bekannte Afrikaforscher Harry Johnston — dessen Name uns bald in noch bedeutungsvollerem Zusammenhang begegnen wird — einen Vortrag, der dann in das Aprilheft der Gesellschaft unter der Rubrik „The political geography of Africa before and after the war" aufgenommen wurde; dort bringt er Angaben in bezug auf Afrikas Karte, die bei einer so feierlichen Gelegenheit kaum ohne behördliche Begutachtung vorgelegt werden könnten. Die eigene Stellung des Redners als ehemaliger hoher Beamter in der britischen Kolonialverwaltung (Gouverneur von Zentralafrika und Uganda) gibt seinen Worten ein größeres Gewicht. Auf seiner Karte 2 („Africa as it might have been in 1915", vgl. Karte I) sehen wir ein zusammenhängendes deutsches Gebiet nach dem Äquatorialprogramm, wenn auch noch mit größeren belgischen und portugiesischen Besitzungen als Enklaven; der französische Kongostaat, das innere Belgisch-Kongo und das südliche Angola sind die vornehmsten Neuheiten in deutschem Be-

1) Siehe hierüber: Hänsch, Die Aufteilung Afrikas, in „Geogr. Zeitschrift" 1912, S. 382 ff.; Dove, Afrika und die Europäer, ebd. 1913, S. 622 ff.; Delbrück, Über die Ziele unserer Kolonialpolitik in den „Preuß. Jahrbüchern" März 1912. Vgl. „Die Großmächte", S. 78.



Karte I. Afrika nach dem Übereinkommen vom Jahre 1914.
Nach Harry Johnston.

sitz, die der Redner sich durch ein Abtreten des französischen Lothringen an Frankreich sowie Luxemburgs (aus der Zollvereinigung) an Belgien und außerdem durch Geldopfer erkauft denkt. England würde bei Frankreich, Belgien und Portugal seine Vermittlung zur Erreichung eines solchen Übereinkommens angeboten haben.

Das war also Deutschlands Vogel in der Hand, der fortflog, als der Krieg zu dröhnen begann. Einer von Harrys Zuhörern fühlte sich wie unter einem Alpdruck, als er diese Karte zu sehen bekam. Die allgemeine Meinung bei der Zusammenkunft war offenbar, daß

England hierbei ein außerordentliches Opfer gebracht hätte. Nichtsdestoweniger ergibt das Ganze nach Johnstons eigener Berechnung nicht mehr als 5 Millionen qkm, also ein halbes Europa; und es hätte eine sehr unglückliche Territorialgestalt mit bloß 200 km Küste auf eine Breite von 1300 km in der Luftlinie bekommen.[1]) Dabei muß man noch eines bedenken: dieser Kolonialbesitz ist rein tropisch, er bietet keinen Platz für Weiße, wie der Frankreichs in Nordafrika, der Rußlands in Sibirien oder der Englands in allen anderen gemäßigten Zonen, außer in Südamerika. Die erste Aufgabe fremder Besitzungen, als Anbauland den Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes aufzunehmen, würde also auch in diesem Rahmen ungelöst geblieben sein. Wir mögen uns bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß Deutschland jährlich einen Zuschuß (Bevölkerungsüberschuß) von mehr als 800 000 Seelen unterzubringen hat, während England mit seinem zehnmal größeren Gebiet nicht die Hälfte davon, Frankreich auf einem dreimal größeren Raum allerhöchstens 60 000 Seelen oder ein Vierzigstel von dem Deutschlands und Rußland auf siebenmal größerem Raum $2^1/_2$ Millionen oder dreimal so viel Seelen unterbringen muß.

Aber die Karte Johnstons bietet noch eine Erleichterung für Deutschland (die Lord Bryce bei der Versammlung mit Unruhe erwähnte): „Asia minor" ist dort bis hinunter nach Basra mit Deutschlands gelber Farbe gezeichnet, nur mit einer französischen Halb-Enklave in Syrien. Wir sehen hier den Endpunkt einer anderen Entwicklung, das letzte Blatt jener Geschichte, die davon erzählt, wie Deutschland versuchte, sich aus seiner grundlegenden Schwäche, dem konzentrischen Druck auf das Mutterland, herauszuarbeiten.

Wieder stehen wir vor geographischen Axiomen, wenn wir feststellen, daß Südost die Kompaßrichtung für diesen Ausbreitungsgedanken ist. Da die slawischen und romanischen Mauern den Osten

1) Siehe „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin, 1915, S. 320. Die Karten sowie das Referat über den Vortrag finden sich auch im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Oktober 1915.

und Westen absperren, während im Norden hinter Skandinavien Ödmarken liegen, blieb keine andere Richtung über. Gemäß dem Gesetz des geringsten Widerstandes mußte Deutschlands Streben, aus seiner geographischen Klemme herauszukommen, naturnotwendig zum „Drang nach Süden" werden. Dieser Drang hat so welthistorische Ausdehnungen angenommen, daß wir ein näheres Studium seiner Entwicklungsabschnitte nicht unterlassen können.

In der einschlägigen Literatur[1]) pflegt darauf hingewiesen zu werden, daß schon Friedrich der Große ein politisches Zusammengehen zwischen Deutschland und der Türkei anbahnen wollte; damals bestimmte jedoch das gleiche äußere Motiv, das vorher die Türkei mit dem Schweden Karls XII. verbunden hatte, nämlich das gemeinsame Interesse gegen ein dazwischenliegendes Land, gemäß dem von Fahlbeck aufgestellten Postulat, daß ein Staat mit seines Nachbarn Nachbar ebenso leicht Freund ist, wie er der Feind seines Nachbarn wird. Der zweite Anstoß zur deutsch-türkischen Verbindung ging im Jahre 1840 gleichzeitig von zwei Richtungen aus: von einer militärischen, die durch Moltkes Attachédienst in Konstantinopel und seine Abhandlung über „Die militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches" vertreten wurde, und von einer wirtschaftlichen, die Friedrich List, der Verfasser der Schrift: „Das nationale System der poli-

1) Als neue literarische Repräsentanten dieser nach Südosten tendierenden Tripelalliance sind besonders hervorzuheben: Wirth, Die Zukunft der Türkei, 1908; Trietsch, Deutschland und der Islam, 1911; Jäckh, Deutschland und der Orient nach dem Balkankriege, 1913; Grothe, Die asiatische Türkei und die deutschen Interessen, 1913; Schäfer, Deutsch-türkische Freundschaft, 1914; Winterstetten, Berlin-Bagdad, 1914 (siehe unten S. 39f.). Nach dem Kriegsausbruch und dem offiziellen Bündnis ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit in einer wahren Flutwelle deutsch-levantischer Literatur zum Ausdruck gekommen, unter der die beiden Schriftserien „Orientbücherei", hrsg. von Jäckh, und „Länder und Völker der Türkei", hrsg. von Grothe, Beachtung verdienen, von denen die letztere auch eine besondere Vereinigung für diese Verbindungen gestiftet hat: „Deutsches Vorderasienkommitee" (mit Jahrbuch).

tischen Ökonomie", verkörperte. Die politische Konstellation war damals noch nicht viel von der zu Friedrichs Zeiten verschieden, noch lag Österreich-Ungarn als ein feindliches Element zwischen beiden; aber vor Lists weitem Blick verschwindet das als eine Zufälligkeit im Vergleich zu den starken Interessen, die alle drei Kaiserreiche von der Nordsee bis zur Persischen Bucht, von Dünkirchen bis Riga verbinden. Dieser Mann, von dem ein Biograph sagt, „daß sein dankbares Vaterland ihm den Revolver des Selbstmörders in die Hand gedrückt habe" (1846), wird jetzt mit Recht als „Prophet des neuen Deutschland gefeiert (Kumpmann 1915), und er kann auf Grund seiner Initiative als der geistige Vater jener Weltgeschichte betrachtet werden, die jetzt ihre Blutstaufe durch den Weltkrieg erhalten hat.

Ein praktisches Vorwärtsschreiten auf dem von List angedeuteten Weg war nicht möglich, bevor Österreich-Ungarn und Deutschland in ihrer politischen Stellung auf die gleiche Seite kamen, was durch das Bündnis von 1879 geschah. Jetzt um die Mitte der 80er Jahre kamen die Gedanken an eine südöstliche Richtung wieder in Fluß; ihre Verkünder waren vor anderen Paul Dehn in mehreren Arbeiten von 1883—86 und Sprenger in einer Schrift von 1886 über „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart". Einige Jahre später lenkte Kaerger die Aufmerksamkeit auf „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld" (1892). Man hielt sich dabei vor allem an die Tatsache, daß hier an der Hausecke Europas ein herrliches Produktionsgebiet lag, das der Aufmerksamkeit der alten Kolonisten noch entgangen war; im übrigen herrschte noch immer der von List angegebene wirtschaftliche Gesichtspunkt vor, dessen nähere Beleuchtung in das Kapitel über die gesellschaftspolitischen Probleme des Weltkrieges gehört.

Was aber den ganzen Plänen vor allem hinderlich war, war das mangelnde Interesse beim Reichsbaumeister Bismarck für Kolonialpolitik im allgemeinen und Levantepolitik im besonderen. Obwohl er, wie wir gesehen haben, Ägyptens Bedeutung vollkommen einsah,

wissen wir jetzt durch eine Abhandlung von Hagen (England und Ägypten, 1915), daß Bismarck hier England direkt aufgemuntert hat, wie er anderorts Frankreich bei dessen Plänen in Tunis aufmunterte. Hat der Meister unter dem Schein der Sympathie ein politisches Pfand auf England schaffen wollen, einen Angriffspunkt auf dessen Macht? Wir dürfen es nicht glauben, da wir ihn so gleichgültig gegen Konstantinopels Geschick finden; bekanntlich wollte er nicht „die gesunden Glieder eines einzigen pommerischen Musketiers" für die orientalische Frage opfern, und er hat offen erklärt, Rußland in dieser Richtung keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen. In Poschingers „Neuen Tischgesprächen und Interviews" wird unter dem 31. Mai 1892 auch das Motiv angegeben: „Vom deutschen Standpunkte aus würde ich ein Rußland, das Konstantinopel besäße, also mit einem Bein von Odessa übers Schwarze Meer hinübergeschritten wäre, für weniger bedrohlich uns gegenüber halten als das jetzige."

Das ist der klar kontinental-politische Standpunkt, eine Parallele zu der „kleinenglischen" Politik in den Glanztagen des Manchestertums. Seitdem die Konzentrationsaufgaben des Einigungswerkes gelöst worden sind, konnte Deutschland auf dieser begrenzten Stufe nicht stehen bleiben. Der entscheidende Schritt zum Imperialismus mit levantischer Adresse wurde von Kaiser Wilhelm II. am Grabe Saladins in Damaskus am 8. Nov. 1898 getan, als er das Weihgelübde ablegte, „für alle Zeit ein Freund der 300 Millionen Mohammedaner zu sein". Von diesem Tage und dieser Stunde an sind die Schicksale Deutschlands und der Türkei so eng miteinander verflochten, daß nicht einmal der Fall Marokkos und Tripolitaniens und selbst der europäische Niederbruch der Türkei im Jahre 1912, den Deutschland nicht verhindern konnte, die beiden dauernd wieder zu trennen vermochten.

Die unmittelbare Folge der Kaiserrede wurde ein Unternehmen, das immer als das geographische Symbol der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft dastehen wird. Das ist die bekannte Bagdad-

bahn. Sie knüpft an ein Eisenbahnnetz an, das unter deutschen Auspizien im Jahre 1896 Konia erreicht hat. Die erste Konzession war schon 1888 erteilt worden und wurde von der anatolischen Eisenbahnaktiengesellschaft ausgeführt, hinter der sich die Deutsche Bank verbarg. Die Gesellschaft schloß dann zu Weihnachten 1899 ein Übereinkommen mit der türkischen Regierung ab, daß sie in acht Jahren eine normalgeleisige Eisenbahn zur Persischen Bucht hinführen dürfe. Dadurch sollte das Türkische Reich seine Längsbahn in Verbindung mit der Hauptstadt erhalten, während der konkurrierende englische Plan einer Verknüpfung des Mittelmeeres mit der Persischen Bucht in der Praxis ein „englisches Segment" aus dem Reiche geschnitten und Syrien-Mesopotamien vom Zentrum abgesondert hätte (Jäckh). Hier liegt der offenkundige Vorrang des deutschen Vorschlages vom türkischen Standpunkte aus; hier liegt aber auch der Grund zum englischen Widerstand, der sich jetzt offenbart; ist es doch die konkurrierende Linie neben dem Suezkanal und dem anderen Hauptweg nach Indien, die sich in moderner Form wieder einfindet (s. o. S. 17 f.).

Man kann sich jetzt nicht mehr darüber wundern, daß England von Anfang an sein Kapital von diesem Unternehmen ganz fernhielt und der Zollerhöhung, mit der die Türkei dasselbe stützen wollte, entgegenarbeitete. Sobald die Arbeit nichtsdestoweniger in Gang kommt — mit 40 % deutschem, 30 % französischem und 30 % Schweizer Kapital, sowie mit elf Deutschen, einem Österreicher, acht Franzosen, vier Türken und zwei Schweizern als Direktoren —, verlegt England seinen Widerstand nach dem Endpunkt der Bahn. Ohne transozeanischen Charakter hat diese ja wenig Wert; der natürliche Außenhafen ist Kuweit (Kadima) an der Persischen Bucht; also finden wir England seit der Jahrhundertwende in immer intimerer Verbindung mit dem türkischen Vasallen, der Sultan an diesem Platze ist, bis es im Mai 1913 (im Kuweit-Traktat) gelingt, zur Zeit der Schwächung der Türkei durch den Balkankrieg diese von jener Besitzung wegzuschieben, während ein arabischer Scheich im Solde Englands die Türkei von ihrem letzten Strandhafen an der Persischen

Bucht verdrängt.[1]) Die deutsch-türkische Politik hat nach anderen Auswegen gesucht, um den englischen Kunstgriff zu umgehen: erst versuchte sie es mit Kor Abdallah, einer anderen Bucht, die aber erklärte England für zum Sultanat Kuweit gehörig, — dann mit dem persischen Hafen Mohammera, da aber erzwang die englische Regierung von Persien eine Bewilligung des Eisenbahnbaues dorthin. Es schien für die Eisenbahnverwaltung also nichts anders übrigzubleiben, als zu resignieren. Der Bahnbau (endgültige Bewilligung am 5. März 1903) war 1904 die 200 km bis Bulgurlu vorgeschritten und dann fast fünf Jahre stillgestanden; nachdem die Fortsetzung finanziell sichergestellt war (2. Juni 1908), fanden sich Deutschland und die Türkei im Vertrag vom 21. März 1911 bereit, das Endstück von Bagdad bis zur Bucht einer internationalen Verwaltung zu überlassen (40 % türkisch, 20 % resp. deutsch, englisch und französisch, nach Jäckh). Jetzt war der Weg zum Übereinkommen zwischen Deutschland und England offen, und ein solches soll auch in das Afrikaabkommen vom Sommer 1914, das wir auf H. Johnstons Karte gesehen haben, mit aufgenommen worden sein. Die Bedingungen sollen gewesen sein, daß England Deutschland freie Hände bis Basra ließ, während es sich allein die Schlußstrecke Basra—Kuweit vorbehielt oder wenigstens verlangte, daß dieselbe einer internationalen Verwaltung unterstellt wurde.

Als dies geschah, war auch die andere Streitfrage geklärt, ob die Bahn an der Küste der Alexandrettebucht vorbei oder innen durchs Land gehen sollte. Für das erstere sprachen wirtschaftliche und technische Gründe, und die Deutsche Bank soll auch viel auf diese Linie gehalten haben; aber es erweckte Mißtrauen, daß England das lebhaft unterstützte, es lag zu nahe, hinter einem solchen In-

1) Diese Aktion aus dem inneren Arabien begann nach einem Besuch, den der englische Konsul in Kuweit im April 1914 gemacht hatte, vgl. Max Roloff, Arabien und seine Bedeutung für die Erstarkung des Osmanenreiches, 1915, S. 11. Hierüber mehr im Kapitel über die ethnopolitischen Probleme des Weltkrieges.

teresse die Berechnung zu vermuten, daß die Bahn unter die Kontrolle der englischen Schiffskanonen kommen sollte, und so entschloß man sich 1911 für den militärisch sichereren Inlandsweg, obwohl man dabei schwere Bodenverhältnisse zu überwinden hatte. Der Vorteil des Meerhafens wurde jedoch durch eine Nebenbahn nach Alexandrette wieder eingeholt, die im November 1913 eröffnet wurde und ein für allemal die Konkurrenz der englisch-syrischen Querbahnen beseitigte. Unterdessen war die zusammenhängende Linie (Dezember 1912) weitere 90 km von Bulgurlu bis Bozanti geführt worden, so daß beim Ausbruch des Weltkrieges nur zwei Lücken von einigen Meilen in der Strecke bis Aleppo fehlten, wo die syrisch-arabische Linie beginnt. Der Krieg hat die Arbeiten beschleunigt; der Tunnel durch den Taurus wurde im Dezember 1914, der durch den Amanus (5 km) im Juni 1915 fertig; unterdessen ist auch die große Euphratbrücke für den Verkehr eröffnet worden, und die Stammbahn erstreckt sich wenigstens 60 km darüber hinaus nach Osten hin, während von Bagdad aus 130 km gebaut sind.

So scheint der große Bahnbau über alle Hindernisse hinweg seiner Vollendung entgegenzugehen. Nach neuen Konzessionen sollte allerdings die deutsche Stammbahn auf beiden Seiten durch Nebenbahnen andrer Mächte flankiert werden, so daß die eingeklemmte Lage des Mutterlandes sich im Einflußgebiet wiederholt haben würde.[1]) Aber

---

1) Vgl. hierüber Hennigs Untersuchung im „Weltwirtschaftlichen Archiv" (April 1915) und seiner später besonders herausgegebenen Schrift: „Die deutschen Bahnbauten in der Türkei" (Heft 12 der Serie „Länder und Völker der Türkei") sowie General Imhoff, Das Eisenbahnnetz der asiatischen Türkei vor dem Kriegsausbruch, in „Peterm. Mitteilungen", Juli 1915. An letztgenannter Stelle befindet sich eine Karte, auf der man die einzelnen Interessensphären, auch die französische im Norden und Nordosten, nach dem Vortrag vom 10. IV. 1914 wiedergegeben sieht; das deutsche Arbeitsfeld ist im Norden ungefähr durch den 34.—41. Grad östlicher Länge, im Süden durch den 36.—39. Grad nördlicher Breite begrenzt (nach der Berechnung von Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam, 1914, S. 14). Ferner Hermann Schmidt, Das Eisenbahnwesen in der asiatischen

der Krieg hat der Türkei jetzt die Hände freigemacht, so daß sie durch Kündigung der Konzessionen die Angelegenheit zur Zufriedenheit ihres starken Bundesgenossen ordnen konnte.

Wir verlassen jedoch nun die Einzelheiten und lenken den Blick auf den großen historischen Gedanken, der hinter dem liegt, was hier geschieht. Dabei begegnen wir einem Ausspruch von solcher Bedeutung, daß er hier wörtlich wiedergegeben werden soll:

„Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes deutsch-österreichisch-türkisches Zukunftsreich vor mir sehen, etwa mit zwei Haupthäfen: Hamburg und Konstantinopel, mit Häfen an der Nord- und Ostsee, am Adriatischen und Ägäischen Meer, ein Reich, das seinen Einfluß durch Mittelasien und Mesopotamien bis nach Bagdad und darüber hinaus geltend machen könnte. Dieses zusammenhängende Imperium von der Mündung der Elbe bis zu der des Euphrat wäre gewiß ein Ziel, so stolz, wie es eine große Nation überhaupt nur anstreben könnte."

Diese Worte stehen in der Londoner Finanzchronik vom 4. April 1903 (Nr. 4) und der, der sie schreibt, ist kein anderer als Harry Johnston, derselbe, der zwölf Jahre später Kleinasien in deutscher Farbe herzeigte. Hiermit steigt vor unseren Augen das territoriale Zukunftsbild auf, das nachher unter der Bezeichnung Elbe—Euphrat oder Berlin—Bagdad wohlbekannt wurde. Im gleichen Jahre, 1903, kam die erste Auflage von Rohrbachs „Deutschland unter den Weltvölkern" heraus. Rohrbach übernimmt hier den Gedanken des Engländers, aber nur im Sinne eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses und verlangt „ein autonom und nahezu geschlossenes Produktions- und Konsumtionsgebiet". Man hat seitdem zurückhaltender von dieser Sache gesprochen; der frühere Reichskanzler Fürst Bülow spricht in seiner außerpolitischen Verteidigungsrede aus dem Jahre 1913 (in der Einleitung zur Jubiläumsarbeit „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.") ganz vorsichtig von der Türkei als „von einem langen Jahre hindurch nützlichen und

Türkei, 1914. — Nach Hennigs Berechnung waren im August 1915 1,094 km von der ganzen 2,290 km betragenden Schienenlänge (Konia—Basra) fertiggestellt worden.

wichtigen Glied in der Kette unserer politischen Verbindungen", weil wir „am Fortbestehen der Türkei ein bedeutendes wirtschaftliches, militärisches und auch politisches Interesse haben"; und in „Deutschland und der Weltkrieg" weist Hintze das Johnstonsche Bild ziemlich barsch als ein „phantastisches Projekt" von der Hand. Man kann die Rücksichtnahme auf die empfindlichen Beziehungen verstehen: die Deutschen wollen sich gegen einen Gedanken verwahren, der leicht die falsche Vorstellung von Eroberungsplänen erwecken kann, ähnlich denen, durch die andere Imperien gewachsen sind (siehe hierüber unten S. 133). Man hat sogar seit Rohrbachs Äußerung im Jahre 1903 vermieden, Anatolien als Auswanderungsland für den deutschen Bevölkerungsüberschuß zu empfehlen, obwohl das Gebiet nach General Imhoff Pascha (Vortrag vom 25. Oktober 1913) ebensogut wie jetzt 15 Millionen auch 60 bis 70 — nach anderen noch viel mehr — fassen könnte. So ist das Programm Berlin—Bagdad vor dem Weltkrieg gewissermaßen im Schatten gestanden.[1]) Daß hierbei eine gewisse Spaltung zwischen einem maritimen und einem kontinentalen Zukunftsprogramm mitgewirkt hat, soll weiter unten im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Problem behandelt werden. Nichtsdestoweniger wage ich zu behaupten, daß das levantische Programm auf die eine oder andere Weise als der wirkliche Königs- oder Kaisergedanke des neuen Deutschland, als Lösung der geopolitischen Heimatsprobleme des Landes und als der einzig natürliche Weg zur Weltmacht in jedem deutschen Zukunftstraum unserer Tage enthalten ist.[2])

Wir müssen den Gedanken bloß richtig fassen. Schon Dix hat

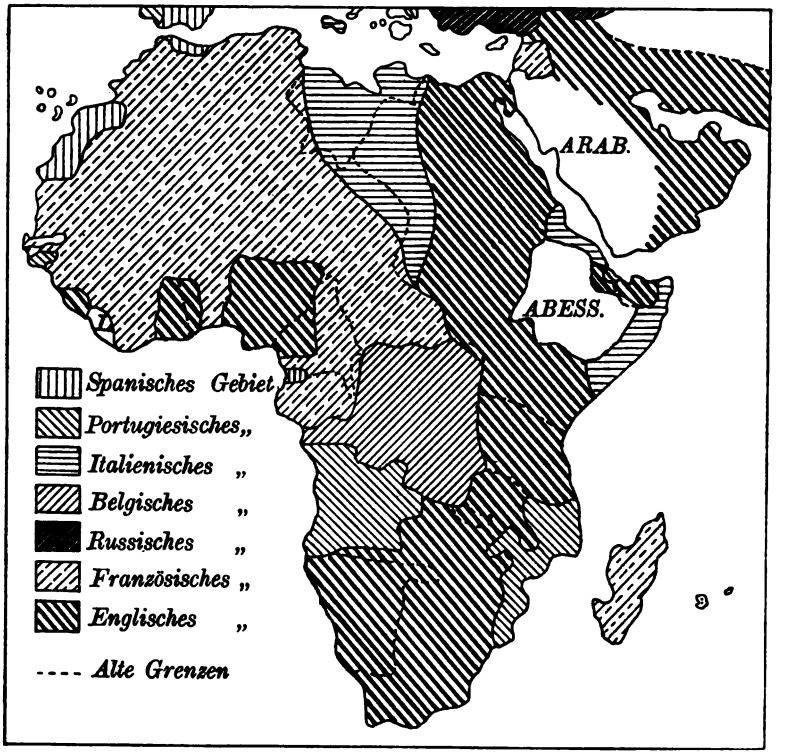
---

1) Dieser Umstand kam auch halboffiziös in einer Broschüre (Weltpolitik und kein Krieg, 1912) zum Ausdruck, die Enthaltsamkeit in der Levante gegen Entgelt in Zentralafrika anempfahl, also eine Kolonialpolitik ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Mutterland verfocht. Dieser Standpunkt wird wegen seiner Staatsklugheit sehr gelobt von Andler, Le Pangermanisme, 1915, S. 49ff. („Etudes et documents").

2) Vgl. „Die Großmächte" S. 79ff.

(in einer Schrift „Deutscher Imperialismus") im Jahre 1906 den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er dieses Programm weniger als deutschen Imperialismus, sondern eher als einen „europäischen Staatenbund-Imperialismus" erklärte. Deutschland ist nicht das einzige Subjekt; Österreich-Ungarn ist das andere. Anatolien ist auch nicht das einzige Objekt; die Balkanhalbinsel ist ein anderes. Jäckh vergleicht das Verhältnis treffend mit einer deutsch-österreichischen Aktiengesellschaft, bei der die Rollen so verteilt sind, daß sich der deutsche Teilhaber in erster Linie für das fernere Kleinasien, der österreichische jedoch für das angrenzende Balkangebiet interessiert. Bei diesem Orientsyndikat ist Deutschland auf der europäischen Strecke (Wien—Konstantinopel) nur zweiter, auf der asiatischen aber (Konstantinopel—Bagdad) Generaldirektor. Das Verhältnis ist ohne Zweifel verwickelt, es gibt Deutschland keineswegs die Hände so frei, wie den anderen großen Imperien, sondern bindet es kategorisch an Österreich-Ungarn; solange aber Österreich-Ungarn um seiner Selbstbehauptung willen ebenso kategorisch an Deutschland gebunden ist, hat Deutschland nach dieser Richtung hin die klare Aussicht, das ihm angeborene Übel, die Zwischenlage, zu überwinden.

Dieser einen Interessengemeinschaft — deren Formen übrigens ins Gebiet der Verfassungspolitik gehören (s. u. S. 135 ff.) — begegnet vom anderen Ende der Linie her eine ebenso ausgeprägte zweite. Politische Konjunkturen haben das Angesicht der Türkei zufällig den Westmächten zugewendet, wie z. B. beim ersten Durchbruch der Jungtürken 1908, und auch 1912, bei deren Fall und Deutschlands Unfähigkeit, Hilfe in der Not zu bringen. Aber der Zug zu den Zentralmächten hat sich wie eine tiefere Strömung wieder eingestellt. Die Türkei ist nämlich aus sehr guten Gründen zu der Überzeugung gekommen, daß das Programm Berlin—Bagdad sie geschlossen und gestärkt erhält — während das Programm der Entente es auf ihre Auflösung und ihren Tod abgesehen hat. Das wurde sofort klar, als England Konstantinopel als Preis für Rußlands Freundschaft hingeben mußte. Johnstons Karte Nr. 3: „Africa as it may be when the war is



Karte II. Afrika nach dem Weltkriege. Nach Harry Johnſton.

finished" (vgl. Karte II) bringt durch ihr Äußeres ſchon den Beweis: „Asia minor" bis nach Alexandrette in ruſſiſcher Farbe, darunter ein engliſches Meſopotamien, gleichfalls bis zum Mittelmeer, darunter ein großes franzöſiſches Syrien und darunter endlich ein Judäa ohne beſondere Farbe in der Lücke neben Ägypten.

Das Programm ſieht noch die ägäiſche Küſte für Italien vor und ebenſo einige Stücke für Griechenland, wenn dieſes mit der Entente gemeinſame Sache macht. Aber die Türkei iſt ganz von der Karte verſchwunden, genau wie Deutſchland von der Afrikas. Die gleiche Abſicht ſchimmert auch hinter allen Umſchreibungen Seton-Wat-

sons in dem großen englischen Sammelwerk hervor: „Wir müssen", so heißt es dort an einer Stelle, „auf die Möglichkeit einer ebenso raschen und überwältigenden Umgestaltung in der asiatischen Türkei bereit sein, wie die es war, welche die Balkanstaaten vor nur zwei Jahren vom türkischen Alpdruck befreite." Folglich hat der Gesichtspunkt reiner Selbstbehauptung die Türkei in das deutsch-österreichische Fahrwasser getrieben. Diese Erörterung ist nun ebenfalls praktisch abgeschlossen, seitdem die drei Mächte ihr Blut im Weltkrieg vermischt haben.

Somit liegen die Ecksteine jenes Gebäudes, das Deutschlands Zukunftsaussichten in sich einschließt, fest. Eine kritische Zeit für dieses Gebäude brach mit dem Balkanbund von 1912 und dem Krieg auf der Halbinsel herein, der die direkte Tür zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei (Novibasar) verschloß und Serbien—Bulgarien als einen Riegel vorschob. Der Prozeß, der dahin führte, soll im ethnopolitischen Kapitel nochmals behandelt werden (s. u. S. 88, 90). Hier machen wir nur die rein geographische Bemerkung, daß die Balkanhalbinsel in das Ganze als Zwischenstück in Deutschlands „Brücke zum Orient" (Emmerich Schubert 1915) hineingehört. Der Weltkrieg scheint nun auf dem besten Wege zu sein, auch dieses Problem zu lösen, den Riegel zu entfernen und das Zwischenstück fest mit den anderen zu verketten, indem Bulgarien freiwillig mitging und Serbien unterdrückt wurde. Das ist die Bedeutung des Balkanaktes im Krieg; jetzt werden dem Gebäude die Schlußsteine eingefügt.

Das Programm Berlin—Bagdad beginnt somit in festeren Umrissen vor der Geschichte dazustehen.

Jetzt verstehen wir auch Rußlands Nervosität angesichts der Entwicklungen auf der Balkanhalbinsel. Es ist nicht nur die allgemeine Gefahr einer Niederlage, es ist das Interesse an dem Platz selbst, das sich in Rauch und blauen Dunst aufzulösen droht — der Traum von Konstantinopel und der freien Durchfahrt, der Traum und die Hoffnung von Jahrhunderten droht für immer in die Welt täuschender Trugbilder zu entfliehen. Ist England am letzten Stück der deutschen

Brücke interessiert, so ist es Rußland an deren Mittelstück; und ein stärkeres Interesse hat die Welt selten gesehen. An einem solchen Gegensatz zerbricht die althergebrachte Freundschaft zwischen den Regierungen wie sprödes Glas. Rußland kann Deutschland nie verzeihen, daß es als Bürge Konstantinopels aufgetreten ist, seitdem Frankreich und England zurückgetreten sind; aber ebensowenig kann sich Deutschland in eine solche Konkurrenz finden, weil sie seinen großen Plan verdirbt. Wir stehen hier vor einem historischen Gegensatz allererſten Ranges.

Doch unser Ausblick reicht noch weiter. Gelingt es Deutschland, seine levantische Staatengemeinschaft zusammenzuschmieden, so hat es (relative) Bewegungsfreiheit für sich selbst gewonnen; aber dann muß noch der Zusammenhalt mit dem kolonialen Block hergestellt werden. Gibt es hierfür irgendwelche natürliche Aussichten?

Der erste Schriftsteller, bei dem ich unmittelbare Ansätze zur Lösung des letztgenannten Programmes gefunden habe, ist Karl Mehrmann. Anknüpfend an Gedanken, die er schon 1910, aber damals ohne Anklang geäußert hat, schildert er 1915 ein Großdeutschland, bei dem die nationale Torsogestalt, das zersplitterte Machtgebiet und der Enklavencharakter des Mutterlandes durch ein großes „ökonomisch-politisches Gesamtreich" über Europa, Vorderasien und Zentralafrika hin, „durch eine Bresche in dem zum britischen Binnensee degradierten Weltmeer", durch eine stetige Flankierung der kürzesten Verbindung zwischen England und Indien, überwunden sind. Er richtet also seine Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen den Kolonien und dem erweiterten deutschen Machtgebiet, scheint einen solchen Zusammenhang aber für erreicht zu halten, sobald man durch die Vereinigung mit der Türkei ums Mittelmeer herumgekommen und bis zum Indischen Ozean vorgedrungen ist. Dabei bleibt jedoch die Abhängigkeit von der englischen Seemacht noch bestehen. Das Wesentliche steht noch aus. Will man die deutsche Macht endgültig von aller Abhängigkeit befreien, so muß man den Gedanken in dieser Richtung mit dem Blick auf die Karte weiterdenken; dann

sieht man, daß es wirklich eine Landbrücke zwischen der Levante und Zentralafrika gibt — und sie heißt Ägypten.

Diese Konsequenz wird von Franz Köhler in einer Arbeit „Der neue Dreibund" (1915) gezogen, die den Anspruch erhebt, „ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde" zu geben, und diesen Anspruch vielleicht auch erfüllen dürfte. Vorausgesetzt wird, daß der ägyptische Sudan bei der Realisation und Restauration als „eine Südmark für unseren neuen Staatenbund" mit einbegriffen wird, wenn die deutschen Waffen Ägypten seinem rechtmäßigen Herrn, der Türkei, zurückerobert haben. Das Programm Elbe—Euphrat würde hier nur als ein Glied einem größeren angehören, das ich Elbe—Äquator nennen möchte. Dadurch aber wäre auch der politische Länderzusammenhang zwischen Deutschland in Europa und Deutschland in Afrika hergestellt, welch letzteres zugleich durch den Erwerb des belgischen und französischen Kongo sowie des portugiesischen Angola zusammengefügt werden würde.

Es ist klar, daß wir erst hiemit vor der Lösung des ganzen Problems stünden. Die grundlegenden Fehler in Deutschlands Reichsgestalt wären entfernt, der konzentrische Druck und ebenso die Zersplitterung des Machtgebietes beseitigt, der Zusammenhang zwischen Reich und Kolonien wie zwischen den Kolonien untereinander wäre gegen fremde Störungen gesichert. Und zugleich würde sich eine wirkliche Ausdehnung für eine Weltmacht ergeben; denn dieses afrikanische Reich entspräche wirklich einem ganzen Europa an Umfang, und dazu käme ein halb so großes (mit ganz Arabien $^3/_4$ so großes) Gebiet der Bundesbrüder, und das Ganze würde eine Bevölkerung von über 200 Millionen zählen, von denen die Hälfte unmittelbar in Deutschlands Hand stünde — zusammen ein Reich, das an Umfang etwas kleiner als das jetzige russische, aber an Volksmenge etwas größer wäre.

Wir haben hiermit die äußerste Grenze des rein geopolitischen Ausblickes erreicht. Wir haben das Endziel gesehen, das Deutschlands Weltmachtsstreben winkt; und wir sind durch die eigene Logik

der Geographie, bei der sich das eine Glied notwendig aus dem andern ergibt, zu ihm geführt worden. Als organischer Gedanke überrascht auch der Umstand, daß das Reich der Mitte in Europa das Reich der Mitte in der ganzen alten Welt werden würde. Auch dieses Großdeutschland würde seinen Charakter als Zentralmacht bewahren, sogar bis hinein ins dunkelste Afrika würde es auf beiden Seiten von den Besitzungen anderer flankiert werden — nur die große Völkerbrücke zwischen den Weltteilen (s. o. S. 17 u. S. 34 f.) würde demgemäß ganz unter seinem Einfluß stehen.

Das Ziel kann schwindelnd erscheinen und ist im Grunde doch mehr defensiv als offensiv. In dem Streben, die Integrität der Türkei zu bewahren, hält es gegenüber russischer Agressivität an den Dardanellen und gegenüber englischer an der Persischen Bucht an einem klaren Status quo fest. Mit seiner Spitze gegen Ägypten ist es bestrebt, ein von England verletztes Rechtsverhältnis wiederherzustellen, da Deutschland hier als Verfechter und Vollstrecker eines von der Türkei nie aufgegebenen Anspruches auftreten würde. Erst im Innern Afrikas wird auch Deutschlands Programm aggressiv. Aber auf seinem Gewinnkonto stehen auch Posten außerhalb der eigenen Machtfragen; es würde ein planetarisches Gleichgewicht schaffen, indem es eine gleichwertige Macht an Rußlands und Englands Seite stellen würde (s. u. S. 125), und zugleich würde es durch Einordnung des Unruheherdes auf dem Balkan in einen festen Zusammenhang Europa Frieden bringen.

Daß wir uns hier nicht mit reinen Trugbildern beschäftigen, zeigt auch die erhöhte Unruhe in der englischen Presse, seitdem Deutschland seinen Balkanfeldzug eröffnet hat. „Daily Mail" hat im Oktober eine Karte gebracht, auf der der Plan Deutschlands mit den Worten angegeben ist: „via Konstantinopel nach Suez und Ägypten". Die „Times" schreiben, daß „der Versuch der Deutschen, sich den Weg von Berlin nach Konstantinopel zu öffnen, für uns große Gefahren in Ägypten, Persien und Indien mit sich bringt". In der Tat ist der Hieb, der jetzt gegen die englische Macht gerichtet wird, gefährlicher

als jener, mit dem Deutschland im zweiten Abschnitt des Krieges zur Küste nach Calais durchzubrechen suchte. Die englische Weltmacht hat nie auch nur annähernd in solcher Gefahr geschwebt. Für die Wirklichkeit der Gefahr zeugen auch die forcierten Eisenbahnbauten, die gerade jetzt auf türkischer Seite gegen Suez hin — wie es scheint, teils von Jerusalem und teils von Maan aus — unternommen werden; wie ernst das gemeint ist, geht am besten daraus hervor, daß wie wir hören, der Leiter der Arbeit kein geringerer als Meißner Pascha, der weltberühmte Baumeister der Hedjasbahn, ist; nach gewissen Angaben sollte das Unternehmen schon im Herbst 1915 fertig geworden sein, nach anderen erst im nächsten Frühjahr zu Ende kommen (Hennig). Daß die Linie Kap—Kairo in das anatolische Eisenbahnnetz abgelenkt werden soll, ist übrigens eine Voraussetzung für das große deutsche Programm und eröffnet dem Weltverkehr ungeahnte Weiten.

Die Unvereinbarkeit der englischen und deutschen Zukunftspläne auf diesem Wege wird, schon am geopolitischen Horizont gemessen, klar. Das levantische Programm ist als solches für England schwer zu verdauen; das zeigt sich am deutlichsten, wenn man mit Jäckh (in einer seiner Schriften: Deutsch-Türkische Waffenbrüderschaft 1915) das Programm zu der Formel: Antwerpen-Basra zuspitzt, wobei sich die Spitze sowohl gegen England wie gegen Bombay richtet. Das Übereinkommen vom Jahre 1914 schien freilich zu beweisen, daß diese Reibung sich neutralisieren oder wenigstens abschwächen ließ.[1]) Wenn dem so war, ist jedenfalls der Gegensatz bei Suez unversöhnlich. Wir

1) Wieweit das englische Entgegenkommen in diesem Punkt ernst gemeint war, soll hier nicht näher untersucht werden. Harry Johnstons Karten können entgegenkommender sein, als im Grunde beabsichtigt war, da es ja nachträglich nichts schadet, sich edelmütig zu zeigen. Auf jeden Fall muß man Englands Nachgiebigkeit mit den gleichzeitigen französischen Forderungen (siehe S. 34) zusammenhalten, nach denen die deutsche Bahn nicht nur am Endpunkt, sondern auch an den Seiten ihre Einschränkungen erleiden sollte.

stehen hier an einem Punkt, an dem sich zwei Großmachtwillen mit politischer Notwendigkeit gegenseitig kreuzen. So pflege ich unlösbare Konflikte zu bezeichnen. Aus dem gleichen Grunde mußten Japan und Rußland 1904 das Schwert ziehen, der Schneidepunkt hieß damals Port Arthur. Ebenso mußte Frankreich 1898 einen demütigenden Rückzug antreten, der Schneidepunkt hieß damals Faschoda.

Wir sind aber soeben erst bei den Problemen des Weltkrieges noch einem neuen begegnet: den Dardanellen. Solange es Rußland als eine Lebensfrage ansah, zum Mittelmeer hinauszukommen, und Deutschland, den Indischen Ozean zu erreichen, war kein Friede und keine Versöhnung möglich, weil das eine Programm das andere reinweg ausschließt.

Wir wollen die Ergebnisse dieser ersten Untersuchung nochmals zusammenfassen. Der geographische Schwerpunkt des Weltkrieges liegt in den Ländern des türkischen Sultans, diesem wirklichen „Reich der Mitte" (Jäckh) zwischen drei Weltteilen. Wie drei Flüsse von verschiedenen Bergen, strömen hier drei starke Willen zusammen und türmen sich gegeneinander auf. Drei Mächte ersten Ranges suchen hier ihre nächsten Entwicklungsmöglichkeiten: Deutschland seine Bewegungsfreiheit, Rußland sein „warmes" Meer, England seinen territorialen Zusammenhang in der Kolonialwelt. Zwischen den beiden letzteren konnte eine Vereinbarung auf der Basis eines Ausgleiches zwischen Mesopotamien und den Dardanellen erreicht werden. Zwischen Deutschland und England schien ebenfalls ein Ausgleich auf einer Seite des Schauplatzes möglich, nämlich in bezug auf die Binnenlandrichtung und den Endpunkt der Bagdadbahn. Zwei unlösbare und unversönliche Punkte an den Reibungsflächen aber blieben noch übrig: Der Suezkanal zwischen Deutschland und England und die Dardanellen zwischen Deutschland und Rußland. Der erstere Gegensatz war vor dem Krieg noch gebunden, er schlummerte in den objektiven Möglichkeiten der Karte; der letztere aber war schon von Anfang an lebendig. Da Rußland unbedingt nach Konstantinopel wollte

und Deutschland sich dem unbedingt widersetzte, war der Weltfriede nicht mehr zu retten.

Das der Ertrag der Geopolitik in bezug auf das Werden des Weltkrieges; Sache des Moralisten mag es dann sein, zu beurteilen, auf welcher Seite die Schuld liegt, auf der, die den Status quo über Bord werfen wollte, oder auf der, die ihn zu bewahren strebte. Wir appellieren zunächst an die Lehren der Ethnopolitik von den Eigenschaften und Gegensätzen der Staaten als Repräsentanten verschiedener Menschenarten.

III.

Ethnopolitische Probleme I.

Die Nationalitätsprobleme.

Genau wie die Geopolitik, stellt auch die Ethnopolitik gewisse grundlegende Forderungen an den modernen Staat. Die erste Forderung ist hier das Nationalitätsprinzip. Der Idealstaat muß ein Nationalstaat sein, und zwar nach außen hin, so daß die Nation sich nicht über ihre Grenzen hinaus in andere Staaten ergießt, und nach innen hin, so daß keine anderen Nationen über ihre Grenzen sich in ihn ergießen.

Diesen Gesichtspunkt hielt man auf der einen Seite für den Kern des ganzen Problems. „Das Staatengebäude entspricht den Forderungen der Nationalitäten nicht, deshalb ist es entzweigegangen; Europas Karte muß neugemacht werden, das ist die Erklärung zu dem, was jetzt geschieht." So äußert sich Dover Wilson in dem englischen Sammelwerk (wobei er teilweise Mazzini anführt); und sein Mitarbeiter Seton-Watson unterstützt ihn, indem er den Grundriß zu einer neuen Karte allein nach dem Nationalitätsprinzip entwirft. Die gleiche Anschauung vom Leitmotiv des Krieges und Friedens findet sich bei einem für französische Anschauungsweise so überaus repräsentativen Schriftsteller wie Seignobos wieder (in der Schrift: 1815—1915), und man braucht nicht lange zu suchen, um zu entdecken, daß im herrschenden Lager in Rußland die Gedanken um denselben Ausgangspunkt kreisen. Man kann daher sagen, daß die Wahrung des „Rechtes der Nationalitäten" als die offizielle Lösung der politischen Probleme des Weltkrieges von seiten der Entente erscheint.[1])

1) Als ein langgezogenes Echo hiervon vernehmen wir in Schweden Lindhagens Propaganda für das Recht der Nationen, „ihr eigenes freies Leben zu leben"; siehe die Anträge im Reichstag 1913 und 1915.

Auf der anderen Seite bemerken wir eine deutliche Reaktion gegen diese ganze Betrachtungsweise, die darauf ausgeht, den Vorrang des Staates gegenüber der Nation scharf zu betonen. „Staatsverband muß über Volksverband gehen", sagt Meinecke mit einer Warnung vor der „Zionswächterei und Orthodoxie" des Nationalismus.[1]) Man glaubt auf dieser Seite auch einen praktischen Beleg für seine Auffassung gerade durch den Weltkrieg bekommen zu haben, nämlich in Österreich-Ungarn, wo die Nationen jetzt der Leitung des Staates so treu gefolgt sind, nachdem sie so lange dessen Fesseln sprengen zu wollen schienen. Man ist sogar so weit gegangen, das Ende des Nationalitäts- und Rassegedankens als staatenbildende Kraft in diesem Kriege zu erblicken (Potthoff, Volk und Staat 1915). Auch wo man nicht so weit ging, hat man doch, als eine Frucht des Krieges, eine Synthese zwischen dem Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts und dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts in Gestalt eines supranationalen Staates mit Berücksichtigung der in ihm eingeschlossenen Nationalitäten vorausgesehen (Grabowsky in „Das neue Deutschland" vom 30. September 1914); man denkt somit jedenfalls an ein Ende der Epoche des Nationalismus. All diese Stimmen kommen natürlich aus dem Lager der Zentralmächte.[2])

Da diese Kritik sich, besonders unter Berufung auf das Beispiel Österreichs, teilweise unmittelbar gegen mich gerichtet hat,[3]) der ich in meiner Arbeit über die „Großmächte" den Nationalitätenstandpunkt eingenommen habe, so glaube ich näher auf eine Erläuterung

1) Siehe „Die deutsche Erhebung", 1914, Abt. „Staatsgedanke und Nationalismus" S. 77 und 80.

2) Auch sie haben in Schweden einen Widerhall gefunden, nämlich in Professor Hjärnes Schule, die das ganze Nationalitätsprinzip für kaum mehr als einen überlebten liberalen Aberglauben anzusehen scheint.

3) So Sieger, Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Außenpolitik, 1915, wie schon vorher: Staatsgrenzen und Stromgebiete, in der „Deutschen Rundschau für Geographie", 1913; Merz, Beiträge zur politischen Geographie der Großmächte in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Berlin 1915, S. 381 ff.

meines Standpunktes eingehen zu müssen, bevor ich ihn in unserer Untersuchung zum Ausgangspunkt dieses Kapitels mache. Zunächst möchte ich, bevor ich mich auf das Prinzipielle einlasse, eine Bemerkung in bezug auf die besondere österreichische Frage machen.

Ich meine, daß die Worte von dem „österreichischen Wunder" (Hermann Bahr 1915) eine Übertreibung enthalten, um nicht zu sagen, daß sie von einer Täuschung ausgehen. Niemand hat die Existenz des Staatsgedankens in diesem Nationalstaat bestritten, und niemand wird auch etwas anderes sagen können, als daß dieser Staat jetzt einen überraschenden Grad von Widerstandskraft gezeigt hat; aber damit ist das Problem sicherlich noch nicht gelöst. „Wenn Kaiser Franz Josef zu Pferde steigt, dann werden ihm seine Völker folgen", diese Prophezeiung Bismarcks ist diesmal eingetroffen. Aber damit ist noch nicht bewiesen, daß das immer der Fall gewesen wäre. Daß es jetzt geschah, beruht wohl in erster Linie darauf, daß Kaiser Wilhelm an seiner Seite ritt. Oder ohne Bild: wenn die Habsburger Monarchie über die Krise hinaus in ein neues Dasein mit größerer Lebenskraft hinübergerettet wird, so beruht das nicht auf der Überlegenheit ihres Staatsgedankens über die zersplitternden Nationalgedanken — wäre sie darauf allein angewiesen gewesen, so wäre sie wohl rettungslos verloren gewesen —, sondern es beruht in erster Linie darauf, daß sie in der Krise auf Deutschlands starken Armen in einen größeren Zusammenhang gehoben wurde. Man beabsichtigt ja nicht, irgendwie achtunggebietende Leistungen des österreichischen Heeres zu unterschätzen, wenn man feststellt, daß es dieser Zusammenhang ist, der jetzt in der Krise das Leben der Monarchie gerettet hat. Gerade darauf habe ich auch hindeuten wollen, als ich in Hinblick auf die Verbindung mit Deutschland bemerkte, daß diese mehr als eine Alliance, nämlich eine Assekuranz ist.[1]) Dieser Umstand hat verhütet, daß der Druck für das österreichisch-ungarische

1) Siehe „Die Großmächte der Gegenwart" S. 23.

Staatensystem allzu stark wurde, und bewirkt, daß zugleich ein wirklicher Vergleich zwischen dem Staatsgedanken und den Nationalgedanken nicht zustande kommen konnte. Der entscheidende Beweis für die Bedeutungslosigkeit der letzteren fehlt noch immer — wenigstens soll man in Prag und Lemberg während des Krieges keinen gefunden haben.

Ich verlasse hiermit den Erfahrungsbeweis und gehe zur prinzipiellen Erörterung über. Dabei soll nicht im mindesten bestritten werden, daß die obengenannte Richtung sich dadurch hochverdient gemacht hat, daß sie in einem individualistischen Zeitalter stark und energisch die Staatsidee betont. Unter dem Eindruck dieses Pathos hat man aber nicht in gleichem Maße den Blick für die Berechtigung der Idee des Volkes (der Nation) offengehalten. Man hält sich an die These: Staat im Widerspruch zu der liberalen Antithese: Nation; seiner Aufgabe getreu, hat man übersehen, daß die ganze Epoche an einer Synthese: dem Nationalstaat, arbeitet.

Die ganze Epoche — ich bin versucht zu sagen: alle Epochen! Die ganze politische Entwicklung bis heute hat an dem einen großen Ziel gearbeitet, die äußere Organisation des Staates und die innere lebendige Zusammengehörigkeit der Nation zu einer Persönlichkeit zu verbinden. Durch alle Zeiten hindurch haben Staat und Nation einander gesucht, um sich endlich im Nationalstaat unserer Zeit zu finden. Man kann sie mit Körper und Seele vergleichen, wie Ruedorffer es tut, in dessen oben angeführter Arbeit (S. 23) ich meine Auffassung in dieser großen Frage mit allen Einzelheiten wiederfinde.[1]) Man könnte sagen Mann und Frau; wie zwei Eheleute sind sie zu einem höheren, organischen, innerlich befruchtenden Ganzen vereinigt. Der hinkende Vergleich braucht übrigens die Einsicht in einen Zusammenhang nicht zu trüben, ohne den man, wie mir scheint,

1) Siehe besonders S. 16. Vgl. auch Gierke, im „Tag" am 30. VIII. 1914: „Der Volksgeist entfaltet im Staatsgeist seine auf Handeln gerichtete Energie, der Staatsgeist schöpft aus dem Volksgeist die ihn beseelende Kraft. Im Staate wird das Volk Person." Siehe ferner „Die Großmächte" S. 12.

überhaupt nie den rechten Begriff von der politischen Welt, in der wir leben, bekommt. Wenn nach dem berühmten Satze Fueſtel de Coulanges' der Kultur das Weſen des antiken Staates ausmachte, ſo iſt die Nationalität das des modernen Staates. Das iſt etwas anderes als eine fixe Idee, das iſt eine Entdeckung.

Wenn ich ſomit weder in der Kritik noch in der Entwicklung der Ereigniſſe etwas finde, was mich veranlaſſen könnte, von meinem einmal in bezug auf das Nationalitätsprinzip eingenommenen Standpunkt abzulaſſen, ſo ſcheint es mir jetzt zugleich angezeigt, deſſen ſynthetiſchen Charakter auch gegenüber der engliſchen und liberalen Stellungnahme zu unterſtreichen. Denn bei ihr ſehen wir die Antitheſe ungeſchminkt und extrem vertreten. Bei ihr wird das Prinzip abſolut und ausſchließlich betont; findet man irgendwann einmal Äußerungen wie die, daß die „Nationalität kein Talisman iſt, der alle Tore öffnet" (Seton-Watſon), ſo denkt man dabei nur an gewiſſe praktiſche Verhältniſſe, bei denen die Nationalität ſelbſt, wie auf der Balkanhalbinſel, ihre Grenzen noch nicht klar gezogen hat. Gegen dieſe Einſeitigkeit mögen hier einige wichtige Einwände erhoben werden, die alſo zugleich Einſchränkungen in bezug auf die Alleingewalt des Nationalitätsprinzips als ſtaatenbildende Kraft bedeuten.

Gleich zu Anfang muß betont werden, daß man auf der politiſchen Karte doch nicht allein mit dem Segel der Nationalitäten ſegeln kann. Die Reichsbilder der Staaten ſind verwickelte Probleme, Gleichungen aus mehreren Quotienten, und unter dieſen darf man den geographiſchen nicht außer acht laſſen. Geopolitiſche Notwendigkeiten wiegen immer die ethnopolitiſchen auf, z. B. wenn die Forderung der Bewegungsfreiheit am Meer irgendwo einen Staat über die Grenzen ſeiner Nationalität hinaustreiben kann.[1]) Solche Rückſichten

1) Somit habe ich keinen eigentlichen prinzipiellen Einwand gegen Sieger zu erheben, wenn er die Grenzen ſeines öſterreichiſchen Vaterlandes auch da für natürlich erklären will, wo ſie ſowohl gegen das Prinzip der Nationalität wie auch gegen das der Waſſerſcheide verſtoßen, z. B. im „Paßland"

müssen die Einzelheiten einer Reichsgrenze beeinflussen, nachdem die Nationalität einmal die Grundrichtung bestimmt hat.

Eine wichtigere und aktuellere Beobachtung ist es, daß der Staat eine gewisse und, wie es scheint, wachsende Macht bei der Schöpfung der Nation selbst ausübt. Die reinen Verfechter der Nationalität stellen sich die Nationen allzusehr als feste Körper vor, die in ihren Grenzen wie in festen Rahmen liegen. Sie geben wohl zu, daß es Punkte gibt, an denen der Streit um den Platz zwischen den Nationen noch andauert, aber sie scheinen diesen Streit als eine eigene Sache der Nation anzusehen. Hier wird eine nähere Betrachtung die Bedeutung anderer Faktoren und dabei in erster Linie die des Staates aufdecken.

Wir gehen vom Schauspiel des mazedonischen Hexenkessels aus, vom Brennpunkt des heutigen Streites zwischen Bulgarien und Serbien, die beide die Fahne der Nationalität über ihren Ansprüchen gehißt haben. Hier wohnt ein Volk, die sogenannten Torlaken, die selbst nicht wissen, ob sie Serben oder Bulgaren sind. Zwar glaubt Professor Jschirkoff nachweisen zu können, daß sie in ihrer Sprache

---

Tirol, unter der Begründung, daß sie „den Scheideweg zwischen dem inneralpinen und dem Vorlandsverkehr" fixieren; siehe seine oben zitierte Arbeit sowie: Die sogenannten Naturgrenzen Italiens, in der „Österr. Rundschau" 1915; übereinstimmend hiermit Merz, a. a. O., sowie „Die südeuropäischen Staaten und unser Krieg", 1915 (S. 35ff.), und Penck, Die österreichische Alpengrenze, in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" 1915, S. 329ff. Mein Einwand ist aber praktischer Natur. Die gegebene Beweisführung ist eine Erklärung für die jetzigen Grenzen, bildet aber kaum eine Verteidigung. Sie vervollständigt das Problem in einer gewissen Richtung, bezieht sich aber ihrerseits einseitig nur auf diese Richtung, nämlich auf die Eigenschaft der Grenze als Verkehrshindernis. Es ist doch eine Tatsache, daß die Grenze die Ausbreitung der italienischen Nation nicht verhindert hat, und daß diese Ausbreitung ihrerseits politische Ansprüche hervorrief, die zu verhindern eine der ersten Aufgaben der Reichsgrenzen ist. Ich glaube, daß es ein besseres Kriterium einer natürlichen Grenze ist, politische Konflikte zu verhindern, als gute militärische Positionen zu bieten, um diese Konflikte auszufechten, nachdem sie den Krieg hervorgerufen haben.

sieben von den zehn Eigenheiten des Bulgarischen besitzen; aber es liegt wohl nicht wenig Wahrheit in der Behauptung der Gegner (die von Buxton bezeugt wird)[1]), daß sie im Grunde wie ein Mehl sind, aus dem man jeden Kuchen backen kann, den man nur will, wenn über die Staatsangehörigkeit einmal entschieden wird.

Beachtet man nun, daß die Nationen aus Einzelnen bestehen, die ihre Wohnstätte wechseln können, so wird dieser Ausnahmefall eine allgemeinere Bedeutung bekommen. Ein großes Vorspiel in dieser Hinsicht bekam die Welt nach dem Bukarester Frieden 1913 zu sehen, als Massen von Türken aus den abgetretenen Gebieten strömten und auf diese Weise dazu beitrugen, die offenbaren Versündigungen des Friedens am Nationalitätsgedanken wiedergutzumachen. Was damals ganz von selbst geschah, kann auch unter dem Druck und der Leitung des Staates geschehen. Zum erstenmal während der gegenwärtigen Diskussion bin ich solchen Gedanken in der bedeutenden Schrift von Arthur Dix, „Der Weltwirtschaftskrieg" (1914), begegnet; Dix vertritt hier direkt die Idee der „Evakuation" von Grenzgebieten — sowohl im Westen (Belgien) wie im Osten —, so daß die deutsche Nation zur Kolonisierung von Landstrecken Platz bekommen würde, die der Feind zwangsweise entvölkert und zur Verfügung gestellt hat. Der Gedanke findet sich auch in Franz Köhlers „Arbeitsprogramm für das gesammelte deutsche Volk" und ganz besonders in Paul Rohrbachs wichtigem Artikel „Am Scheideweg der deutschen Zukunft".[2]) Der letztgenannte befaßt sich mit der Tatsache, daß ein Federzug des Zaren im Februar $1\frac{1}{2}$ Millionen deutsche Bauern im Innern Rußlands heimatlos gemacht hat, und will ihnen jetzt neue Heimstätten in den Rußland weggenommenen Ostseeprovinzen bieten; zusammen mit den Hunderttausenden von

1) Ischirkoff, Ethnograph. Karte des Bulgarentums 1912, in „Peterm. Mitt.", September 1915; Buxton, The war and the Balkans 1915.

2) Siehe Dix, a. a. O. S. 33ff.; Köhler, Der neue Dreibund, S. 108ff. (über die Möglichkeit, die Bevölkerung einer Nationalität bestimmten Grenzen anzupassen); Rohrbach in „Das größere Deutschland", 10. Juli 1915.

Deutschen, die sich dort schon als herrschende Klasse befinden, würde dieser Volksstamm mit der Zeit auch die Gesinnung der Letten und vielleicht der Esten bestimmen und den ganzen Distrikt dem echt deutschen Nationalstaat eingliedern.

Vieles spricht dafür, daß solche Ideen wirklich die Bedeutung praktischer Politik bekommen können. Hiermit eröffnen sich neue Aussichten für die Verteilung der Nationen, die aufs neue zur Vorsicht bei der politischen Kartenzeichnung auf Grund der bestehenden Nationalitätenkarte gemahnen. Dieser Grund zeigt sich in der Tat weniger fest, als man angenommen hat. Die Nationen sind bis zu einem gewissen Grad elastische Körper — was heute noch keine Nationalgrenze ist, kann es morgen werden.

Wir kommen jetzt zu einer Bemerkung von umfassendem Inhalt. Die Forderung des Nationalitätsprinzipes in meinem Sinn besagt nicht, daß der Nationalstaat das letzte Wort der Geschichte ist. Es liegt nichts in seinem Wesen, was höhere Verbindungen verbietet, wenn nur das nationale Zusammenleben berücksichtigt und bewahrt bleibt. Wir finden somit nichts Unnatürliches an der Zusammenfassung der Magyaren in Staatsform unter dem habsburgischen Zepter. Rein prinzipiell können wir also Grabowskys synthetischen „Monumentalstaat" (siehe oben S. 47) gutheißen, in dem die verschiedenen Nationalitäten als geachtete Persönlichkeiten nebeneinander Platz finden sollen. Daß die Geschichte auch die Nationalstaaten zu höheren Verbänden zusammenschließen wird, ist um so weniger ein fremder Gedanke, als dies der einzige organische Weg zum Universalstaat ist, auf den wir ja alle einmal in der Vollendung der Zeiten hoffen.

Bis ins Innerste aber verletzt es das Nationalitätsprinzip, wenn eine Nation in mehrere Staaten zerstückelt wird, so daß wesentliche Teile von ihr leben müssen, ohne einer eigenen staatlichen Form teilhaftig zu werden. Hierdurch verschiebt sich der Schwerpunkt des Problems von der Freiheit der Nationen auf die Einheit der Nationen. Die große Lösung ist die letztere: Zusammenschluß, so daß diese Men-

schenart „fair play“ bekommt, ihre Eigenart zu entwickeln. Die absolute Freiheit oder Souveränität kommt in zweiter Linie.

Bevor dieses höchste Ziel erreicht wird, muß sich die Nation nämlich auf etwas anderes als auf ihre bloße Existenz berufen können. Hier trennen sich unsere Kreise bewußt und scharf von der doktrinären Verkündigung des Rechtes der Nationen. Dieses Recht ist ein Schößling des gleichen Baumes wie „die angeborenen Rechte“ des Individuums, nämlich der Französischen Revolution. Beide haben ihre notwendige Grenze im Bestehen einer höheren Einheit, der sie angehören, das Individuum im Staate, die Nation im Staatensystem. Das aprioriſche Recht der Nation reicht bis zur Einheit, aber nicht bis zur Souveränität; dazu bedarf es im Namen der Ordnung der Anerkennung der bestehenden Staatengesellschaft. Diese Anerkennung muß ihrerseits auf gewissen, sowohl negativen wie positiven Voraussetzungen beruhen. Einmal darf die Nation nicht gefährlich für die Freiheit und Ordnung anderer sein; Brand- und Ansteckungsherde im Namen der Nationalität können nicht geduldet werden; das mußte das Polen des 18. Jahrhunderts erleben, und das gleiche scheint jetzt Serbiens Schicksal zu beweisen. Ferner muß sie einen gewissen Zuschuß zur allgemeinen Kulturarbeit sicherstellen; eine Bedingung, die, wie ich fürchte, für das neue Albanien schicksalsschwer werden dürfte. Erst wo innerhalb vernünftiger Grenzen eine reife Nationalität vorliegt, geht nach unserer Ansicht auch die Souveränität in das Recht der Nation ein.

Endlich darf man nie außer acht lassen, daß die Nationalität auch, und zwar in erster Linie, eine subjektive Seite hat. Sie ist ein Willens- und Wärmeelement, das bis zur Fiebertemperatur steigen, aber auch unter Null sinken kann. Im letzteren Falle reichen die objektiven Voraussetzungen nicht aus, um die Bestätigung der Geschichte für die staatliche Daseinsberechtigung zu erhalten. Hier stoßen wir auf die warnenden und abschreckenden Spuren Koreas. Hier liegt auch der Schwerpunkt des Problems der Ukraine (siehe unten S. 68 ff.). Nationen, die sich noch nicht selbst gefunden oder sich wieder verloren

haben, müssen abseits von dem Wege stehen, auf dem die Entwicklung der Welt fortschreitet.

Wenn man sich solche Gesichtspunkte vor Augen hält, dann wird man kein Sklave des Nationalitätsgedankens, obgleich man einsieht und fühlt, daß er zurzeit jeder gesunden Staatenbildung zugrunde liegen muß. Das heißt nicht zwei Herren dienen, das heißt dem Staate geben, was des Staates ist, und der Nation, was der Nation ist. Es heißt, über den zwei herrschenden Anschauungen von gestern — der altkonservativen und der altliberalen — die höhere Einheit suchen, die von der Wirklichkeit des Heute und von der Forderung des Morgen bedingt wird.

Wenn wir jetzt nach den oben angegebenen Prinzipien die Verstöße gegen das Nationalitätsprinzip in ein System zusammenzufassen suchen, so unterscheiden wir drei Typen:

A. Die Nation besitzt Einheit, aber keine staatliche Freiheit; z. B. die Tschechen in Österreich-Ungarn, die Irländer im englischen Reich, die Letten in Rußland. Dieser Typ beleidigt nicht das Recht eines anderen Staates, dürfte somit keinen Anlaß zu internationalen Verwicklungen geben, ist an sich der mildeste und soll daher bei der Untersuchung nicht weiter beachtet werden.

B. Die Nation hat (teilweise) Freiheit, aber keine Einheit, d. h. der Staat erblickt Teile der Nation in der Gewalt anderer Staaten. Hier muß der Nationalstaat fühlen, daß er eine direkte und ständige Forderung an den oder die anderen Staaten zu stellen hat. Es ist das, was — nach Italiens Beispiel — als „Irredenta" bezeichnet wird: ein unerlöstes Stück der Nation, das beim Zusammenschluß übriggeblieben oder ausgefallen ist. Solche Zustände sind nichts anderes als Wunden im Staatensystem, und es beruht nachher auf subjektiven Faktoren, ob diese Wunden von selbst vernarben, oder ob sie offen bleiben, bis die Heilung vielleicht durch chirurgische Eingriffe herbeigeführt wird.

C. Die Nation entbehrt sowohl der Einheit als auch der Freiheit, indem sie ganz unter der Gewalt verschiedener Staaten steht. Das ist,

national betrachtet, der schwerste Verstoß. Vom internationalen Gesichtspunkte aus ist er jedoch als weniger schlimm als der vorhergehende zu betrachten, da ja keine Nationalität als natürlicher Kläger auftritt. Es hängt von den Umständen ab, ob einer von den interessierten Staaten sich den anderen gegenüber zu ihrem Vertreter aufwerfen will. Daß solch ein Verhältnis auch in internationaler Hinsicht gefährlich ist und leicht zu Reibungen führen kann, liegt auf der Hand.

Wenn wir uns jetzt daran machen, das Staatensystem unter ethnopolitischem Gesichtspunkt zu betrachten, so richten wir also unsere Aufmerksamkeit auf Fälle der Typen B und C. Dabei wollen wir die Untersuchung von Anfang an nicht auf die drei Hauptkämpfer beschränken, die Nachforschung mag selbst die kranken Punkte angeben.

Westeuropa ist der reifste Teil des Staatensystems, hier haben sich neben den höchsten Kulturen auch die festesten Staatenbilder entwickelt. Nichtsdestoweniger begegnen wir zwei bösartigen Fällen von Irredenta, wovon der eine allerdings mehr in der Phantasie eines gefühlswarmen Volkes als in der objektiven Wirklichkeit besteht.[1])

1) Objektiv betrachtet liegen in der großen Reibungszone zwischen Romanen und Germanen noch zwei Fälle vor, nämlich die Schweiz und Belgien: zwei Staaten, ganz aus Irredentateilen zusammengesetzt, der erstere aus drei, der letztere aus zwei (oder ebenfalls aus drei, wenn das deutsche Eck mit 1% der Bevölkerung mitgerechnet wird). Der letztere Fall darf auch nicht, wie der erstere, als ganz tot angesehen werden, was wenigstens den wallonisch-französischen Teil anbelangt. Pochend auf die Dogmen der Rheingrenze und des Nationalitätsprinzips hat Frankreich fast zu allen Zeiten Ansprüche auf Wallonien erhoben. Im Jahre 1848 wurde hier sogar ein „Jameson-Raid" versucht. Die Annexionspläne Napoleons III. in den 1860er Jahren sind wohlbekannt. In neuerer Zeit, seitdem die Wallonen 1897 endlich die völlige Gleichstellung der flämischen Sprache zugeben mußten, ist eine Agitation für die Trennung der beiden Landesteile in der Verwaltung im Gang, für eine Art Dualismus à la Österreich-Ungarn, der 1912 programmäßig von den Wallonen angenommen wurde und auf eine Auflösung in Natio-

Dieser Fall ist Elsaß-Lothringen, das seit 1871 in deutschem Besitz ist. Hier ist zu beachten, daß der Übergang einen Gewinn sowohl in geopolitischer wie ethnopolitischer Hinsicht darstellte; denn die Vogesen sind eine natürlichere Grenze als der Rhein, und das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit ist deutsch; der französische Anteil, der dabei mitkam, kann nicht höher als auf ein Siebentel der ganzen Bevölkerung angeschlagen werden. Das ist nicht viel mehr als die schwedische Bevölkerung in Finnland, wo Schweden jedoch, was bei Frankreich und dem Elsaß nicht der Fall war, eine uralte Herrschaft ausgeübt hat. Objektiv betrachtet ist also Finnland eine „Suecia irredenta", genau so wie das Elsaß eine „Gallia irredenta" ist. Während jedoch die erstere so gut wie ganz in der Erinnerung beider Teile erstorben ist, wurde die französische Krypto-

---

nalitäten hindeutete. Siehe Hampe, Belgien und die großen Mächte, in dem deutschen Sammelwerk S. 384 ff. und Ouwerkerk, Die internationale Bedeutung der flämischen Bewegung in „Die neue Rundschau", Oktober 1915. Einzelne Stimmen, wie Borchling, fordern direkt einen unabhängigen flämischen Staat, siehe „Deutsche Rundschau", Oktober 1915 (Fromme, Neue deutsche Schriften über Belgien). Auch Seton-Watson, a. a. O. S. 38, schreibt, „daß der Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen während der letzten Jahre so ausgeprägt wurde, daß viele befürchteten, die belgische Nation möchte in zwei Teile gespalten werden". Es ist ein sehr typisches Beispiel für die petitio principii, daß dieser Schriftsteller nichtsdestoweniger von der Hypothese einer „belgischen Nation" als von einem Faktum ausgeht! Auf jeden Fall nahm die belgische Frage erst durch den Krieg großpolitische Dimensionen an, weshalb sie für unsere Untersuchung nicht von unmittelbarem Interesse ist. — Die Majorität der Flamen ist ganz offenbar, mag man sie auch mit Langhans in „Peterm. Mitt." 1914 Die Umgangssprache im Generalgouvernement Belgien zu nur 51,6% gegen 42,9% veranschlagen oder mit Deneke, Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien, mit 54 gegen 45 berechnen. Sie ist auch im Wachsen begriffen; während des letzten Jahrzehntes vermehrte sich die Zahl der Wallonen um 10%, die der Flamen um 13. Die Sprachgrenze verläuft ungewöhnlich scharf mit 50° 45', unmittelbar unterhalb der Hauptstadt, die selbst eine wallonische Insel ist. Das Verhältnis zwischen Holland und dieser Irredenta entspricht dem Serbiens zu Kroatien; nur Religion und Geschichte trennen.

Irredenta von Anfang an im subjektiven Bewußtsein lebendig erhalten, wobei es freilich Zeiten mit schwächerem Feuer gab. In dieser Hinsicht hat Rudolf Steiner (Gedanken während der Zeit des Krieges, 1915) jetzt ein altes Papier wieder ans Licht gezogen, das augenblicklich von besonderem Interesse ist, nämlich Renans offenen Brief an David Strauß während des Krieges von 1870, der für die beiden damaligen Strömungen in Frankreich Zeugnis ablegt; die eine war für Resignation, die andere aber wird folgendermaßen charakterisiert:

„Laßt uns diese unangenehme Geschichte so rasch wie möglich beenden — mögen wir alles abtreten, Elsaß, Lothringen — mögen wir den Frieden unterzeichnen —, dann aber Haß bis in den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Bündnis mit wem es nur geht, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Ansprüche, ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder fürs Leben: Vernichtungskampf gegen die germanische Rasse."

Wer das im Lichte der jüngsten Geschichte liest, mag beurteilen, welchen Weg Frankreich in Wirklichkeit gewählt hat. Er mag auch beurteilen, bis zu welchem Grade sich das Volk von aggressiven Willensimpulsen während seiner letzten Entwicklung freigehalten hat, von der „entente cordiale" des Staatsmannes Delcassé im Jahre 1904 angefangen bis zur „union sacré" des Dichters Barrès im Jahre 1914. Hier soll nur betont werden, daß solche Impulse der irrationellen und imponderabilen Sphäre der historischen Triebfedern angehören, die außerhalb der objektiven Tatsachen liegt, die uns jetzt beschäftigen. Das Verlangen nach dem Elsaß ist im Grunde eine Stimmung, Revanche — „alte Hoffnung und alter Groll", wie Kaiser Wilhelm am 4. August 1914 zum Reichstage sagte —, und keine irredentistische Wirklichkeit.[1])

Der reine Irredentatypus — der zugleich das Vorbild für dieses politische Phänomen ist — begegnet uns jedoch bei Italien. In der Tat sehen wir hier einen Fall von doppelseitiger Irredenta: auf der einen Seite Frankreich gegenüber, das die italie-

1) Siehe „Die Großmächte" S. 50f.

nischen Landesteile Savoyen, Nizza und Korsika besitzt, auf der anderen Seite Österreich gegenüber, das „Trento e Trieste“ innehat — nehmen wir noch Malta in englischem Besitz hinzu, so würde sich die Forderung auch gegen diese dritte Seite richten. Die Entwicklung, die jetzt den Irredentagedanken im Westen so weit geschwächt hat, daß man von ihm nicht einmal mehr etwas verspürt, während sie ihn trotz eines völkerrechtlichen Bündnisses im Osten lebendig erhielt, bis er im Krieg mit Österreich-Ungarn zum Ausdruck kam, gehört wiederum allgemeinen politischen Verhältnissen an, die außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung liegen. Von Interesse ist nur, daß man diese, dem eigentlichen Nationalgedanken fremden Einflüsse in den tatsächlichen Forderungen Italiens dem Bundesbruder gegenüber wiederfindet, wie sie am 8. April 1915 offiziell formuliert wurden (Italiens Grünbuch, Dokument 64). Wenn wir hier im Artikel IV Ansprüchen auch auf die Curzola-Inseln an der Südküste Dalmatiens begegnen, die von rein serbischer Bevölkerung bewohnt sind, so ist ja damit der Rahmen des Nationalitätsprinzips offensichtlich gesprengt.[1]) Die Zugeständnisse Österreichs, wie sie schließlich am 10. Mai festgesetzt wurden (Österreichs Rotbuch, Nr. 169 und 177), beweisen auf der anderen Seite, daß das Nationalitätsprinzip als berechtigt anerkannt wurde, und daß eine Vereinbarung auf Grund desselben nicht hätte unmöglich sein müssen.

1) In seiner Analyse dieser „österreichisch-italienischen Grenzfragen“ hat übrigens Pfaundler gezeigt, daß man auch in Tirol und Friaul die Hand über das Sprachengebiet ausstreckte; siehe „Peterm. Mitt.“, Juni und September 1915, mit der Karte von Langhans. Was Österreich in Tirol anbot, waren 5700 Quadratkilometer mit ⅛ Millionen Einwohnern, von denen 97½ % Italiener sind, während darüber hinaus im Kronland der Prozentsatz nicht 10 übersteigt. Italien verlangte jedoch auch das deutsche Bozen und darüber hinaus noch mehr. In Friaul erhob Italien Ansprüche auf eine Bevölkerung, bei der der Prozentsatz der Italiener nicht mehr als 55 gegenüber 42 % Slowenen betrug. In Triest selbst — das auch mit Österreichs Zustimmung eine Art Freistaat werden sollte — bilden die Italiener 60 bis 66 % der Bevölkerung.

Können wir somit keinen der westeuropäischen Fälle als unheilbar bezeichnen, so muß das aber geschehen, wenn wir jetzt den Boden Osteuropas jenseits der Adria betreten und uns hier gleich gegenüber der „Serbia irredenta“ befinden. Vor der Abrechnung mit der Türkei war auch diese zweiseitig. Nach 1913 wendet sie sich ausschließlich gegen Österreich-Ungarn. Hier, am eigentlichen Herde des Weltkrieges, ist eine genauere Aufmerksamkeit vonnöten.[1])

Die Tatsachen sind folgende: Die serbische Nation war unmittelbar vor dem Weltkrieg durch zwei souveräne Staaten, Serbien und Montenegro, vertreten, die sich durch den Balkankrieg territorial aneinander angeschlossen und zusammen eine Bevölkerung von nahezu 5 Millionen aufzuweisen hatten (worunter sich allerdings auch Bulgaren und Türken befanden). Aber jenseits der Nationalstaaten breitet sich der Stamm sowohl über die Landschaft Bosnien—Herzegowina in der Verwaltung der Österreichischen Union wie auch über Dalmatien in Österreichs und Kroatien—Slavonien in Ungarns besonderem Reiche aus. Das ist ein Einschlag in der Bevölkerung der Großmacht von nicht weniger als 5,6 Millionen, also mehr als die Freien. Das Land, in dem die „unerlösten“ Landsleute wohnen, hängt unmittelbar mit dem der Freien zusammen und bietet diesem etwas, was es nach den Gesetzen der Geopolitik notwendig braucht, nämlich eine Küste. Hier sind demnach alle äußeren Faktoren einer Irredenta-Forderung klar vorhanden.

Innerlich wird die Einheit durch den Gegensatz zwischen den Serben südlich der Save und den Kroaten nördlich davon gestört. Sie haben das gleiche Blut und die gleiche Zunge; aber es trennt sie die Religion (römisch-katholisch bei den Kroaten, griechisch-katholisch bei den Serben) und ebenso die Schrift (Lateinisch bei den ersteren, Kyrillisch bei den letzteren); außerdem haben sie keine gemeinsame Geschichte. Daher nimmt es nicht wunder, daß sie lange, jeder für sich, den „illyrischen“ Traum von einem gesamt-serbischen Reich ge-

1) Siehe „Die Großmächte“ S. 15, 17ff., 22ff.

träumt haben. Es bedurfte eines Antriebes von außen, um diese Träume zu einem zusammenzufügen; daß eine Neigung dahin besteht, ist die offensichtliche Schuld des herrschenden Volkes der Ungarn.

Im Zentrum eines Reiches und innerhalb eines Gürtels von fremden Völkern gelegen, haben die Magyaren seit 1867 eine Russifizierungspolitik im kleinen gegen die peripherischen Elemente ihres Reiches geführt. Wir können nicht umhin, in dieser Frage Seton-Watson — dem Verfasser einer großen Arbeit über „The Southern Slav Question and the Habsburg Monarchy" (1911), die er herausgab, bevor er die hierhergehörigen Teile des englischen Sammelwerkes schrieb — gegenüber Sosnosky's im übrigen verdienstvoller Darstellung von „Österreich-Ungarns Balkanpolitik seit 1866" (in zwei Teilen, 1913—14) recht zu geben. Zum Schutz gegen Budapest schlossen sich zuerst die Kroaten und Serben innerhalb der ungarischen Grenzen zu einer „serbo-kroatischen Koalition" zusammen, wobei der Bischof Strossmayer der geistige Führer war (die Fiumanen-Resolution 1905); inquisitatorische Maßregeln und Verratprozesse ohne genügenden Grund verstärkten die Spannung, und 1912 ging die Regierung in Buda so weit, sich offen an der kroatischen Sonderverfassung zu vergreifen, während Knaben und Mädchen in Kroatien und Bosnien ihr national-solidarisches Zusammengehörigkeitsgefühl durch einen allgemeinen Schulstreik demonstrierten. Die Spannung jenseits der Grenzen war demnach sehr stark, schon bevor die Siege der Serben über Türken und Bulgaren die Nationalgefühle fast bis zur Fiebertemperatur erhitzten. Bedeutende Kenner bezeugen auch, daß der konfessionelle Gegensatz jetzt, besonders bei dem heranwachsenden Geschlecht in Kroatien, zum größten Teil seine Bedeutung verloren hat.[1])

Die Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn (1908) machte

1) Siehe Neurath, Die konfessionelle Struktur Österreich-Ungarns und die orientalische Frage, im „Weltw. Archiv", Januar 1914, S. 134, und Alfred Jensen, Die Slawen in Österreich-Ungarn, in der schwedischen Zeitschrift „Forum" vom 30. Oktober 1915.

den groß-serbischen Gedanken vollkommen aktuell. Schon damals (im Neujahr 1909) vernahm man in der Skupschtina Stimmen, die erklärten, daß mit Österreich-Ungarn kein Friede und keine gute Nachbarschaft möglich sei, bevor es „auf seine Großmachtstellung verzichte und sich dazu entschließe, die Rolle einer östlichen Schweiz anzunehmen".[1]) Der Ministerpräsident Novakowits selbst gab die Losung aus: „Von Timok bis zur Adria und von Vardar bis Krain am Fuße der Alpen" (1910). In diesem Programm ist noch ein südslawisches Volk miteingeschlossen, nämlich die Slowenen, der am weitesten nach Westen vorgeschobene Zweig des Stammes, der als selbständig angesehen wird, und als nächster Verwandter des serbischen Volkes gegenwärtig, trotz seiner römisch-klerikalen Richtung, nicht ohne Sympathien für dessen Einheitssache ist. Das macht einen Zuschuß von $1\,^1/_3$ Millionen zur Gesamtheit aus und erhöht diese also auf nahezu 12 Millionen, wovon sieben aus dem Körper Österreich-Ungarns herausgeschnitten werden müßten. Dazu kommt ein noch bedeutungsvolleres Moment geopolitischer Art: das slowenische Gebiet schiebt sich zwischen die Deutschen und die Adria hinein — seine Zugehörigkeit zu dem geplanten „Jugoslavia" würde also die vollständige Absperrung der Großmacht Österreich-Ungarn vom Meere bedeuten.

Das ist ein unversöhnlicher Gegensatz. Der einseitige Nationalgedanke Jugoslavias steht in unbedingtestem Gegensatz zu den wichtigsten Interessen einer Großmacht. Die außerhalb stehende Welt übersieht das auch nicht. Der russische Parteiführer Gutschkow äußerte in einem Interview in der „Birschevija Vjedomosti":[2]) „Aus den Splittern Österreich-Ungarns entsteht Groß-Serbien." Hier handelt es sich bei der Großmacht um nichts weniger als um ihre Selbstbehauptung. Und zugleich steht Serbien all ihren Zukunftsaussichten für eine Entwicklung nach außen hin im Weg. Daher lautet auch die Antwort von dieser Seite, die Sosnosky ausspricht:

1) Der altradikale Leiter Stojan Protits, siehe Sosnosky II. 205.

2) Mitgeteilt von Hoetzsch, Rußland als Gegner Deutschlands, 1914, S. 58.

„Serbien muß von der Landkarte verschwinden." Hier gab es schließlich keinen Zwischenweg. Die Erde war zu eng für beide geworden.

Und trotzdem gab es wenigstens für das Selbsterhaltungsproblem der Großmacht eine Lösung, die dazu geeignet war, auf friedlichem Wege der serbischen Propaganda die Giftzähne auszureißen. Sie stand schon auf der Tagesordnung und hieß „Trialismus": ein Sammeln und Emporheben der serbischen Nation innerhalb der Grenzen der habsburgischen Monarchie zu einem dritten Staate an der Seite Österreich-Ungarns — also eine radikale Veränderung in der österreichisch-magyarischen Politik. Träger dieses Gedankens war vor allem der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand; wir wissen das aus einem Interview vom 4. Januar 1911, bei dem er sich für ein emanzipiertes Großkroatien aussprach, in dem auch der slowenische Stamm miteingeschlossen sein sollte, während Ungarn sich in Galizien Ersatz dafür holen sollte.[1]) Österreich-Ungarns Großmachtsansprüche konnten sich außerdem nicht mit der von Serbien im Balkankrieg geschaffenen Lage abfinden, sie verlangten tätiges Eingreifen, und auch hier war der Thronfolger der Wortführer; wir wissen durch Giolittis Rede in der italienischen Deputiertenkammer vom 6. Dezember 1914, daß Österreich-Ungarn schon im August 1913 loszuschlagen dachte, damals aber durch Rücksichten auf Italien, das bei einer solchen Politik keinen casus foederis anerkannte, zurückgehalten wurde. Als aber der Thronfolger selbst ein Jahr später als Opfer gerade der serbischen Propaganda fiel, da war das Maß voll, und der politische Gegensatz entlud sich auf die einzige nunmehr noch mögliche Art.

---

1) Gonnard, Le trialisme, in der „Revue politique et parlamentaire", 1912, S. 240ff. Gonnard lenkt auch die Aufmerksamkeit auf den tieferen Gedanken in diesem Programme, das die Nationalität mit der Konfession parierte, indem es die römisch-katholischen Serben gegenüber den Orthodoxen sammelte; vgl. weiter unten S. 96ff. Eine „Triaskarte" vom Jahre 1909 umfaßt nur Slawonien—Kroatien—Bosnien—Dalmatien sowie das Land der Slowenen.

Wir sehen, daß Serbien in Wirklichkeit der angreifende Teil ist. Woher aber nahm dieser Kleinstaat von $4\frac{1}{2}$ Millionen die Kraft und das Selbstvertrauen, um das Leben einer Großmacht von 52 Millionen zu bedrohen? Meinecke erklärt (in dem deutschen Sammelwerk) das Geheimnis mit einem Wort: Serbien war gegenüber Österreich-Ungarn wie ein Unterseeboot gegenüber einem veralteten Schlachtschiff. Man kann hinzufügen: hinter dem Unterseeboot stand ein anderes Schlachtschiff von noch größerem Kaliber und außerdem ein Panzerkreuzer. Der Panzerkreuzer war, durch seine Rivalität auf der Balkanhalbinsel, Italien, das Schlachtschiff ist Rußland. Die Verhältnisse jedoch, die Rußland solidarisch mit Serbien machten, gehören in einen anderen Zusammenhang und in ein späteres Kapitel unserer Untersuchung.

Wir setzen also den Rundgang um das Staatensystem fort, um Irredentabildungen festzustellen, und bemerken dabei sofort eine an Serbiens eigenem Körper: eine „Bulgaria irredenta" nach der Eroberung Mazedoniens im Jahre 1913, Bulgariens einzige dieser Art, allerdings zum Teil latente (oben S. 51 f.), aber sonst die lebendigste der Gegenwart; ihre Wirkung erleben wir im heutigen Krieg auf der Balkanhalbinsel. Daneben sehen wir eine doppelseitige griechische: eine kleinere in Albanien, eine größere in den Ägäischen Inseln und dem Gebiete der türkischen Küste. Diese beiden Erscheinungen gehören jedoch zur Welt der Kleinstaaten und haben den Weltkrieg nicht unmittelbar zu beschleunigen vermocht.

Von größerem Interesse ist eine ähnliche Erscheinung in der Peripherie des türkischen Reiches; allerdings handelt es sich hier vorerst nur um eine Irredenta in der Form eines Nebelfleckes, die aber deshalb von Bedeutung ist, weil sie unsere Aufmerksamkeit wieder auf die geopolitische Hauptbühne zurücklenkt, nämlich die Landbrücke zwischen den Ozeanen und Weltteilen der alten Welt. Das ist die arabische Freiheitsbewegung: die Spannung zwischen den beiden Hauptelementen der mohammedanischen Welt, zwischen dem kultivierten Adelsvolk und dem politischen Herrschervolk. Schon 1897

äußerte Goltz Pascha[1]), daß die „Frage einer dauernden Aussöhnung der arabischen Welt mit dem osmanischen Kalifat für die Türkei wichtiger ist, als wenn ein Stück Mazedoniens verlorengeht", und er empfiehlt die Verlegung der Hauptstadt von der westländischen „Sirene", Konstantinopel, nach einem Punkt an der Grenze zwischen der türkischen und arabischen Reichshälfte, also nach Konia, Cäsarea oder am liebsten nach Damaskus. Die Hedjasbahn, die zwischen Damaskus und Medina im Jahre 1908 eröffnet wurde, ist als ein Bindeglied gedacht; zu jener Zeit verlautete, daß Italiens Überfall auf Tripolitanien im Jahre 1911 die Türken und Araber im gemeinsamen Widerstand vereinigt habe; aber noch der Schriftsteller, der dieses Thema als letzter behandelt, der Araberforscher Max Roloff[1]), hebt den in stolzem Nationalbewußtsein begründeten Haß des Arabers gegen den Türken als eine ernste Gefahr hervor; er zählt übrigens fünf unabhängige Millionen von Arabern gegenüber drei unter türkischer Herrschaft. Die Gefahr hat lange nebensächlich behandelt werden können, so lange wenigstens, als das unabhängige Arabien ein rein geographischer Begriff blieb, hinter dem als Wirklichkeit innerlich zersplitterte und miteinander überworfene Stämme standen; diese Irredenta ermangelte also des geschlossenen staatlichen Hintergrundes im Innern der großen Halbinsel. Aber seit dem Beginn des Jahrhunderts haben sich gewisse Tendenzen zur Einheit gezeigt: Fäden zum Zusammenwirken wurden gesponnen, von der südwestlichen Kante aus, wo Jahia, der Eingeborenen-Sultan in Jemen, daran war, die türkische Herrschaft aufzurollen, bis zur nordöstlichen, wo der Sultan Ibn Saud in Nedjd mit der gleichen Tätigkeit beschäftigt war (oben S. 32). Ganz klar ist dabei nur, daß diese Fäden die englische Fabrikmarke tragen.

Hiermit erhebt sich die arabische Frage zu großpolitischem Rang.

1) Stärke und Schwäche des türkischen Volkes, in der „Deutschen Rundschau", Oktober 1897.

2) Arabien und seine Bedeutung für die Erstarkung des Osmanenreiches, Nr. 5 der Serie „Länder und Völker der Türkei", 1915.

In Englands Indischem-Meer-Programm erhielt Arabien, das Land zwischen Persien und Ägypten, seine Einheit. Diese irredentische Freiheitsbewegung dient also einem größeren Streben, dem sie sich unbewußt als ein Glied einfügt. Da England aus rein geopolitischen Gründen die Landbrücke zwischen dem Mittelmeer und der Persischen Bucht unter seine Herrschaft zu bringen wünschte, fand es hier eine ausgezeichnete Konjunktur in dem ethnopolitischen Gegensatz. Man muß außerdem noch beachten, daß die heiligen Stätten in Arabien liegen; und ebensowenig darf man vergessen, daß Nedjd der Sitz der wahabitischen Freikirche innerhalb des Islams ist. Aus diesem verwickelten Zusammenhang heraus sehen wir also England hinter den Kulissen, die Arabiens Küsten verdecken, einerseits auf die nationale Spannung zwischen Türken und Arabern, anderseits auf den Gegensatz zwischen mohammedanischer Staats- und Freikirche spekulieren; das Ziel ist offenbar, die heilige Stätte der Hand des türkischen Sultans zu entwinden, um ihn dadurch seiner Kalifenwürde zu berauben und diese auf Englands eigenen Mündel, den Khediven von Ägypten, zu übertragen.[1]) In der Tat ein geschicktes Spiel, das das geopolitische Problem Englands an dieser Stelle lösen und zugleich die gegenwärtige mohammedanische Gefahr für England, den Herrn von 80 Millionen Islamiten, solange diese nach Konstantinopel

1) Neben mehreren Möglichkeiten rechnet auch Seton-Watson (S. 257) mit der, daß England „als die vornehmste mohammedanische Macht gezwungen werden kann, ein freies Protektorat über Arabien und Mesopotamien anzunehmen". Über die Verlegung der türkischen Hauptstadt nach Damaskus vgl. auch Roloff S. 25 und Huber, Die Türkei und die arabische Frage, in „Das größere Deutschland", 1. August 1914, S. 482ff. Die Engländer denken sich nach Konstantinopels Fall für die Türkei, die dann womöglich noch existieren darf, eine kürzere Verlegung nach Brussa oder höchstens nach Konia, siehe Seton-Watson im Sammelwerk S. 256. Über die Hedjasbahn siehe Auler Paschas Ergänzungshefte zu „Peterm. Mitt." Nr. 155 (1906) und 161 (1903), sowie Hennig, Die deutschen Bahnbauten in der Türkei. S. 20—27. Nach einer Pause von 1908 bis 1911 wurde der Bahnbau von Medina nach Mekka (eine Strecke wie von Gotenburg nach Stockholm) fortgesetzt; er hatte jedoch bei Kriegsausbruch sein Ziel noch nicht erreicht.

gravitieren, beseitigen will. Die Gefahr einer Auflösung der Türkei jedoch, auf die wir schon im geopolitischen Kapitel stießen, taucht verstärkt und vertieft wieder auf, und diese auserwählte Szene des Weltkrieges gewann somit neues Interesse.

Wir wenden nun unsere Betrachtung wieder Europa zu und begegnen auch auf der östlichen Seite der Balkanhalbinsel einer ausgeprägten Irredenta, nämlich der Rumäniens. Sie ist doppelseitig, wie die Italiens, und erklärt die schwankende Haltung des Staates während des Krieges; denn sie wird nach beiden Seiten hin lebendig erhalten, und zwar durch die „Nationalliga" im Westen, wo in Ungarn (und der österreichischen Bukowina) $3^1/_4$ Millionen Rumänen wohnen, und durch die „beßarabische Liga" im Osten, wo 1878 dem russischen Reich ein rein rumänisches Gebiet einverleibt wurde, das jetzt über eine Million Einwohner zählt. Die Bedeutung dieser Zersplitterung tritt hier stärker hervor als bei Italien, aber etwas schwächer als bei Serbien, da wir beobachten können, daß der Nationalstaat selbst 7 Millionen einer Nation enthält, die (mit verstreuten Elementen auf der Balkanhalbinsel) zusammen nahezu 12 Millionen zählt. Hier findet sich also neben einem Groß-Serbien Material zu einem Groß-Rumänien von der gleichen Menschenzahl; ein Material, das gut zu einem Kreise zusammengeschlossen ist und nur einige deutsche und magyarische Splitter in seiner Mitte aufweist (Siebenbürgen). Wir sehen ferner, daß sich die Wage mathematisch nach Westen neigt; hier begegnen wir auch wieder der magyarischen Unterdrückung, und mehr als einmal hat Europa vor dem Krieg auch Klagen von seiten der rumänischen Elemente unter Ungarns Herrschaft vernommen, wenn es mit ihnen auch nie zu einem solchen Bruch gekommen ist, wie mit den serbischen. Auf der andern Seite lockt eine längere Küstenlinie und ein wirklicher Besitzanspruch (vor 1878) auf Jassys natürliches östliches Hinterland, wo die Landsleute jetzt durch das russische Schulwesen und das kyrillische Alphabet von der Mutterkultur abgeschnitten sind. Ebensowenig kann man sich verhehlen, daß die Forderung im

Westen, die eine Orientierung nach Rußlands politischem System voraussetzt, jene Gefahren mit sich bringt, an welche der alte Staatsmann und Reichserbauer Sturdza kurz vor seinem Tod im Herbst 1914 wieder durch eine neue Auflage seines Warnungswortes (aus dem Jahre 1890) über „Europa, Rußland und Rumänien" erinnerte. Im Jahre 1883 soll Rumänien auch ein förmliches Bündnis mit der Tripelalliance eingegangen haben, und erst der letzte Balkankrieg im Jahre 1913, in dem Österreich-Ungarn die Partei Bulgariens ergriff, hat eine Unsicherheit in der Stellung hervorgerufen. Am Schneidepunkt der Großmächte Österreich-Ungarn und Rußland gelegen und im Besitz eigener Hypotheken bei beiden, ist dieses Land mit seiner romanischen Bevölkerung, seiner germanischen Dynastie und seiner griechischen Religion ein wahres Kreuz im Staatensystem. Aber als souveräner Staat dient es zugleich als Puffer zwischen den zwei großen Nachbarn und verhindert deren Reibung. Aus diesem Gesichtspunkt heraus war Rumänien, ganz im Gegensatz zu Serbien, auch in seiner als Nationalstaat unvollendeten Gestalt eher als ein beruhigendes Element anzusehen.[1])

Wir begeben uns weiter nach Norden und sehen uns unmittelbar vor das Problem eines neuen Grenzvolkes gestellt, das schon nach außen hin größere Dimensionen aufweist, als irgendeines der vorhergehenden. Der rumänische Stamm hat hier eine Nation zum Nachbarn, die in der Bukowina und im südlichen Galizien (aufwärts nach Przemysl) sowie vor den Karpathen in Ungarn 4 Millionen zählt, aber noch über die Staatsgrenze nach Rußland hinein, bis hinauf zum Pripet und hinaus zum Don, über ein Gebiet von 850000 qkm reicht, mit einer Bevölkerung von nahezu 29 Millionen, so daß der ganze Stamm gegen 33 Millionen zählt, also mehr,

1) Zur rumänischen Nationalfrage vgl. Lehmann, Verbreitung und Entwicklung der rumänischen Nation in „Peterm. Mitt.", Juli 1915 (mit Langhans' ausgezeichneten Karten); über die politische Frage vergleiche die im Text angeführte Arbeit von Sturdza, die auch 1915 auf deutsch erschienen ist, sowie Korodi in den „Preußischen Jahrbüchern", September 1915.

als die Einwohnerschaft irgendeines europäischen Kleinstaates beträgt. Das ist die historische Ukraine, und der sie bewohnende Stamm nennt sie so ganz sein eigen, daß westlich vom Dnjepr nur 13%, rechts vom Flusse sogar nur 4% Russen sind (Donzow). Man braucht nur auf der Karte zu sehen, wie Rußlands Weg zum Schwarzen Meer von der Ukraine versperrt wird, um klar zu erkennen, daß dies für das jetzige Rußland ein unentbehrlicher Reichsteil, ein „Lebensnerv" (Lewicky), ist; wer ihn herauszureißen vermag, legt die Axt ungefähr an die Wurzel des europäischen Rußland.[1])

Nach einer selbständigen Geschichte, die mit der Polens in engeren oder loseren Beziehungen stand, vereinigte sich dieses Volk vor 250 Jahren mit Rußland, um in dieser Union allmählich jede Spur einer selbständigen und einheitlichen Existenz zu verlieren. Durch den Namen „Kleinrussen" stellte das Herrschervolk es als eine Abart seines eigenen Stammes hin; und die offizielle Politik vertritt stets diesen Standpunkt. Das bedeutet, daß vom russischen Gesichtspunkt aus der österreichische Zweig eine „Russia irredenta" ist, die zum Stamme zurückkommen sollte. „Wir dürfen nicht vergessen," schreibt „Novoje Vremja" im Herbst 1912, „daß vier Millionen Russen in strenger fremdländischer Sklaverei vergehen." So sieht sich die

1) Die Zahlenangabe ist aus Rudnyckyi, Ukraine und die Ukrainer, 1914. In „La Revue Ukranienne" (hrg. in Lausanne vom August 1915 ab) Nr. 2, S. 79 ff., kommt Seelieb zu einer Gesamtsumme von 34½ Millionen, wobei jedoch ¾ Millionen Auswanderer in Amerika mitgerechnet sind. Cehelskyj, Ukraina, Schwedens vergessener Bundesfreund, 1915 (S. 6), sagt 35 Millionen. Die Agitation gebraucht das Schlagwort vom „36-Millionen-Volk", siehe „Ukrainische Nachrichten"; vgl. Szerers Berechnung unten S. 74 Anm. — Aus der schon sehr reichen Literatur über die ukrainische Frage mag besonders hingewiesen werden auf: Donzow, Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland, 1915, Steffen, Krieg und Kultur, I., S. 150 ff., sowie die dort zitierten Schriften, ferner Lewicky, Der Lebensnerv Rußlands (in der Sammlung „Der deutsche Krieg" Nr. 33), und „Das Neue Deutschland", Kriegsnummer VIII., IX. und XII., 1915, siehe weiter unten. Vgl. auch „Die Großmächte" S. 161 ff.

Sache durch die russische Brille an. Hier gibt es keinen Ausgleich mehr; die eine Großmacht tritt direkt im Namen des verletzten Nationalitätsprinzips als Klägerin gegen die andere auf.

Freilich zeugt Rußlands eigene innere Politik gegen diese äußere Politik; denn hier, im Innern, sehen wir die Ukrainer — wie sie sich jetzt zu nennen lieben — genau wie die reinen Fremdvölker an der Grenze, als Objekt der „Russifizierung"; ihr Nationaldichter Schevtschenko wird 1847 aus dem Lande verwiesen, ihre Sprache 1876 verboten. Als das letztere Verbot unter dem Druck der Revolution im Jahre 1905 etwas gelindert wurde, tat auch die Akademie der Wissenschaften in Petersburg den offiziellen Ausspruch, „daß das historische Leben keine gemeinsame Sprache für Großrussen und Kleinrussen geschaffen habe". Man kann über den Grad dieses Unterschiedes streiten, aber man kann angesichts eines solchen Zeugnisses kaum verneinen, daß hier Voraussetzungen für eine eigene Nation neben der russischen vorliegen. Entscheidend in dieser Frage ist die subjektive Tatsache, ob ein nationales Bewußtsein besteht oder nicht; und diese Frage ist schon von jenseits der Grenze her beantwortet worden.

Hier in Galizien — wo das Volk offiziell Ruthenen genannt wird — hat der ukrainische Stamm immer mehr sein ganz bewußtes „Piemont" gefunden, einen Herd für Freiheitsbewegungen und Einheitsbestrebungen. Lange verdeckt durch den Gegensatz gegen die Polen, die in dem gleichen Kronland die Rolle einer privilegierten und unterdrückenden Oberklasse spielten, hat die Einheitsbewegung nach der Verfassungsreform des Jahres 1907 mehr Ellbogenfreiheit bekommen; und die größere Freiheit auf dieser Seite der Grenze hat dann unwillkürlich ihre Anziehungskraft auf die Landsleute in Rußland ausgeübt, die seit der Revolution im Jahre 1905 mit Ansprüchen auf Autonomie hervorgetreten sind (die „mazeppische Propaganda"). Nach Kriegsausbruch hat sich das ukrainische Nationalgefühl in einem offenen „Bund zur Befreiung der Ukraine" kundgetan, und seit dem September 1914 ist dieser Bund für seine Sache durch eine Zeitung,

„Ukrainiſche Nachrichten", tätig, die einmal in der Woche von Wien aus in die Welt geſchickt wird.

Ohne das tiefe Hinabgreifen dieſer reinen Freiheitsbewegung in die Maſſe des Volkes zu überſchätzen[1]), kann man doch nicht umhin, in ihr den endgültigen Beweis für die ukrainiſche Eigenart zu erblicken. Hiermit fällt jedoch ein neues Licht auf das Problem; wir haben es nicht länger mit einer gewöhnlichen Irredenta zu tun, ſondern ſind zu der zweiten Hauptkategorie (Typus C, oben S. 53 f.) gekommen: wir ſehen eine ganze Nation, ohne irgendwelchen Halt an einem eigenen Staat, an verſchiedene Staaten aufgeteilt. Aber zugleich konſtatieren wir hier einen Streitgrund von noch bösartigerer Beſchaffenheit, als irgendeine Irredenta es iſt. Wir ſehen zwei Großmächte ſich gegenſeitig mit der Auflöſung bedrohen. Während jedoch die Drohung Öſterreich nur an einer Außenkante berührt, trifft ſie — wie wir geſehen haben — Rußland an vitalen Teilen. Die öſterreichiſche Politik hat es während der letzten Zeit auch nicht ganz unterlaſſen, aus dieſem Trumpf Nutzen zu ziehen, indem ſie z. B. im März 1914 ihren Ukrainern erlaubte, den Jahrhunderttag Schevtſchenkos zu feiern, was auf der ruſſiſchen Seite verboten war. Wir ſehen hier eine Spekulation auf eine ſchwache ethnopolitiſche Seite des Gegners, die man der Englands in der arabiſchen Frage gegenüber der Türkei vergleichen kann. Das aber muß Rußland auf das ernſteſte berühren. Die ukrainiſche Frage, die Rußland gegen Öſterreich mobiliſiert hat, zeigt ſich als ein zweiſchneidiges Schwert, deſſen ſchärfere Schneide ſich gegen Rußlands eigene Bruſt richtet. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die gefährlichſte Drohung gegen Rußlands jetzige Machtſtellung. Die aggreſſivſte aller Groß-

1) Vgl. Daniels in den „Preußiſchen Jahrbüchern", April 1915. Der Hauptrepräſentant für die Richtung, die die Sehnſucht der Ukraine nach einem Staat für eine bare Legendenbildung anſieht, iſt Alexander Brückner, Der ukrainiſche Staat, in „Das neue Deutſchland" 1915, Kriegsnummer IX. Er ſteht jedoch mit dieſer reinen Ablehnung, wie es ſcheint, ziemlich allein. Vgl. a. a. O. Kriegsnummer XII.

mächte fühlt sich hier an einem einzigen, aber entscheidenden Punkt in ihrer Selbsterhaltung bedroht — nicht weniger als England in Ägypten.

Wir müssen uns diese Gesichtspunkte vor Augen halten, um zu verstehen, daß die ukrainische Frage als „der Kern des österreichisch-russischen Gegensatzes" (Donzow in „Das größere Deutschland", 8. Mai 1915) und zugleich ernster als der Konflikt auf der Balkanhalbinsel erscheinen konnte; würde Österreich-Ungarn auch von aller aktiven Politik auf der Balkanhalbinsel ablassen, so würde doch dieser Gegensatz in der ukrainischen Frage das Verhältnis zwischen den beiden Großmächten vergiften. Die Sache erhält eine klare Beleuchtung durch Otto Bauer in der österreichischen sozialdemokratischen Zeitschrift „Der Kampf" vom Januar 1914:

Das Erwachen des ukrainischen Nationalgefühls in Galizien „ist eine der bestimmenden Tatsachen in der europäischen Politik. Je stärker das ukrainische Volk in Österreich wird, desto schwerer wird es für Rußland, die ukrainische Bewegung in Rußland zu bekämpfen. Der russisch-österreichische Antagonismus, der auf der Balkanhalbinsel entstanden ist, wird schärfer und stärker durch den Kampf um die Nationalität der Ukraine. Hier erwachsen neue Gefahren sowohl für den Frieden wie für Österreichs Bestand als Staat".

Es steht außer allem Zweifel, daß Rußland die Initiative zu diesem Kampf ergriffen hat; seine Spionage in Galizien vor dem Krieg und gewisse verräterische Phänomene im ruthenischen Landstreifen aus der Zeit nachher beweisen genug. Aber wir können das jetzt als eine Präventivpolitik ansehen, die zuvorkommen will, damit man ihr nicht zuvorkommt. Daß die russischen Staatsmänner wirklich Befürchtungen in dieser Richtung hegten, erhellt aus Sassonows Reden in der Duma sowohl vor dem Krieg (Februar 1914), als er beklagte, daß Österreichs Duldung gewisser russenfeindlicher Stimmungen in Galizien einem guten Verhältnis zu dieser Macht im Wege stehe, wie auch während des Krieges (9. Februar 1915), als er offen aussprach, daß es die von Deutschland unterstützte ukrainische Bewegung in Galizien gewesen sei, die Rußland gezwungen habe, das

Schwert gegen den „Germanismus" zu ziehen. Der Ernst der Frage spiegelt sich deutlich in der Tatsache wider, daß großdeutsche Politiker, wie Rohrbach, jetzt nach dem glücklichen Fortgang des Krieges mit aller Energie die Absonderung der Ukraine als das wirkliche Kriegsziel auf der Ostfront fordern und für das einzige, ganz wirkungsvolle Mittel erklären, um für die Zukunft Rußland lahm zu legen und diese Gefahr von Europa abzuwenden (siehe weiter unten). Wir haben deshalb allen Grund, die ukrainische Frage als eines der Hauptmotive des Weltkrieges zu bezeichnen, weil sie zwei Großmächte in einen unheilbaren Konflikt gebracht hat.

Das kann hingegen nicht von der noch ausstehenden großen Nationalitätsfrage in Europa gesagt werden, die sich geographisch unmittelbar an die vorige anschließt und bis zu einem gewissen Grad mit ihr verflochten ist: von der polnischen. Auch hier sehen wir eine Nation zerstückelt und unfrei, ohne die Spur eines staatlichen Mittelpunktes; die Besitzer der einzelnen Stücke sind Österreich mit 5 Millionen und Rußland mit über 12 Millionen Polen in zusammenhängenden Gebieten; als dritter kommt hier zum ersten Male Deutschland mit wohl 4 Millionen hinzu. Eine Nation von 21 Millionen, hoch kultiviert und sozial entwickelt, mit einer reichen Literatur und großen Traditionen aus einer selbständigen Vergangenheit — eine Nation, über deren Eigenart und starkentwickeltes Nationalbewußtsein kein Zweifel bestehen kann —, lebt somit obdachlos als Staat untergebracht in drei fremden Wohnungen. Ein größeres Verbrechen gegen das Nationalitätsprinzip ist, rein formell betrachtet, nie begangen worden, als damals, da dies geschah. Das Nationalitätsprinzip selbst kann historisch als ein Reaktionsphänomen gegen dieses Verbrechen erklärt werden. Daß hier eine Wiederaufnahme des Verfahrens vorgenommen werden soll — jetzt, da man glauben kann, daß das polnische Volk in der Unterdrückung zu staatlichem Verantwortungsgefühl herangereift ist —, ist auch von seiten sämtlicher Parteien vorausgesetzt worden. Aber an der eigentlichen Ursachenkette des Weltkrieges ist die polnische Frage nicht

unmittelbar beteiligt. Sie hat im Gegenteil zwischen den Beteiligten eine gewisse Interessengemeinschaft gegen die befürchtete Freiheitsbewegung geschaffen; außerdem ist sie dazu geeignet, durch polnische Ansprüche auf die Ukraine, die ganze Frage noch mehr zu verwickeln oder in gewissem Grade zu neutralisieren.[1]) Das einzige, was man als erschwerend anführen kann, ist, daß Rußlands rein geopolitisches Verlangen nach der natürlichen Grenze der Karpathen und nach der natürlichen Zusammenhangslinie des Weichseltales (zur Ostsee hin) eine Verstärkung durch seine Vertretung des größten Teiles einer Nation, die sich schon in dieser Richtung hin ausdehnt, erfahren hat.

1) Brückner (siehe oben S. 71 Anm.) wird in „Das Neue Deutschland" vom 29. Mai 1915 als Repräsentant gerade dieses polnischen Standpunktes bezeichnet, S. 288. Die alten Unionen zwischen Polen und der Ukraine (vor 1654) wirken hier verwirrend auf die klaren nationalen Linien ein. Z. B.: als die russische Regierung im Jahre 1912 das Cholmland als ein neues Gouvernement aus der polnischen Gemeinschaft aussonderte, wurde dies als eine „vierte Teilung Polens" beklagt (siehe „Die Großmächte" S. 164), jetzt aber teilt Melenewskyj in den „Ukrainischen Nachrichten" vom 7. August 1915 (Das ukrainische Cholmland), mit, daß der fragliche Distrikt eine rein ukrainische, nur katholisierte Bevölkerung habe, und daß die Trennung also ein Schritt in der Richtung auf die nationalen Prinzipien in der Verwaltung hin war; siehe auch Donzow in „Das größere Deutschland", 27. November 1915. — Die Angaben über die Zahl der russischen Polen basieren auf Mieczyslaw Szerer, Studien zur Bevölkerungslehre Polens, in der Zeitschrift „Polen", Nr. 1, 2 oder 5, 1915: er kommt zu der Ziffer 11,3 Millionen für das Jahr 1910, eine Ziffer, die bei dem starken Wachstum der Nation jetzt recht bedeutend über 12 Millionen hinausgegangen sein dürfte. An der gleichen Stelle werden die Ruthenen in Rußland auf 23 Millionen berechnet (inkl. 9½ Millionen Orthodoxe in den südwestlichen Gouvernements, siehe Nr. 2 S. 44), die jetzt aus den gleichen Gründen auf über 25 vermehrt werden dürfen. — „Polen", Wochenschrift für polnische Interessen, wird vom Jahre 1915 ab von Jaworski in Wien herausgegeben und vertritt österreichische Gesichtspunkte. Rein deutsche Interessen kommen in den „Polnischen Blättern", hrg. von Feldmann in Berlin seit 1. Oktober 1915, zum Wort. Ungefähr gleichzeitig begann „The polish Tribune" von Lausanne aus. Eine Sprachenkarte vom russischen Polen gibt Praesent in „Peterm. Mitt." vom Dezember 1914.

Ehe wir unseren Rundgang um das Kriegstheater beschließen, zeichnen wir noch einen Fall von der Art des polnischen und des ukrainischen auf, nämlich den von Armenien, dessen stark eigenartige Nation zwischen dem russischen und türkischen Reich verteilt ist; Greenfield zählt nahezu zwei Millionen auf jeder Seite.[1]) Die Bedeutung dieses Umstandes ist zweifellos die, daß er Rußland einen neuen Angriffspunkt (besonders gegen Alexandrette) am Mittelmeer verleiht und die geographische Reibungsfläche hier erweitert. Die Armenier spielen in Rußlands Politik dieselbe Rolle wie die Araber in der Englands und sind zweifellos als ein neuer Nagel zum Sarge der Türkei anzusehen. Ihre harte Behandlung durch die Türkei in den 90er Jahren erhöhte die Gefahr, indem sie ihren Sinn Rußland zukehrte; doch sollen späterhin ihre Sympathien Anlaß zum Erkalten gefunden haben.

1) Die Haltung der Armenier im gegenwärtigen Krieg, in „Das Neue Deutschland" vom 29. Mai 1915. Die Angaben sind sehr unsicher.

IV.

Ethnopolitische Probleme II.

Das Rassenproblem.

Unsere vorhergehende Betrachtung erstreckte sich auf eine Untersuchung der politischen Karte und auf eine Klarlegung verschiedener Schwächezustände unseres alten Staatensystems, die dadurch entstanden sind, daß das Nationalitätsprinzip an diesen Stellen nicht zu seinem Recht gekommen ist. Wir unterschieden zwei spezielle Krankheitstypen: der eine bestand darin, daß der Nationalstaat Teile seiner Nation in der Gewalt anderer sehen mußte, der andere darin, daß kein Nationalstaat gebildet werden konnte, sondern die Nation ganz und gar an fremde Staaten verteilt war. Die meisten Krankheitsfälle waren nicht schlimmer, als daß nicht eine friedliche Heilung oder doch ein Hinausschieben auf die Zukunft möglich gewesen wäre; aber zum mindesten zwei konnten wir als Konflikte erster Klasse bezeichnen, und zwar von jedem Typus einen, nämlich die serbische und die ukrainische Frage.

Es erübrigt jetzt, die bezeichneten Fälle auf die kriegführenden Großmächte zu verteilen und deren Belastung einzeln zu untersuchen. Da stellt es sich zunächst heraus, daß wir England bei diesen Berechnungen nicht begegnet sind, außer auf seiten des Klägers in der schwebenden arabischen Frage. Es steht frei von Sünden gegen die Einheit der Nationen da. Selbst auf seiner Insel national zusammengeschlossen, hat es in seinem Reich Platz genug gehabt, die einzelnen Völker zusammenzubringen. Desto größer und zahlreicher sind in diesem Reiche die Versündigungen an der Freiheit der Nationen, und die irländische, burische, ägyptische und indische Frage sind zweifellos noch immer Quellen großer Sorgen für England; sein liberales Verwaltungssystem hat es jedoch ziemlich ungeschädigt an solchen Schwierigkeiten vorbeigeführt, und in der Ursachenkette des Weltkrieges ha-

ben die genannten Fragen keine Rolle gespielt (vgl. jedoch unten S. 105).

Frankreich tritt als Kläger gegen Deutschland in der Elsaßfrage auf und sollte sich eigentlich Italien gegenüber wegen Savoyen verantworten, aber es wurde nicht angeklagt. Deutschland verantwortet sich in bezug auf Elsaß und Polen (um von Nordschleswig nicht besonders zu sprechen), Italien tritt gegen Österreich wegen Trento und Triest als Kläger auf, Rußland verteidigt sich gegen Rumänien wegen Beßarabien, hat Ansprüche an die Türkei in Armenien und an Österreich im ukrainischen Galizien; außerdem ist es in der polnischen Frage neben Österreich-Ungarn und Deutschland engagiert. Österreich-Ungarn schließlich spielt Italien gegenüber im Südwesten die Rolle des Angeklagten, Serbien gegenüber im Süden, Rumänien gegenüber im Südosten, Rußland gegenüber im Osten und in gewissem Grade auch Polen gegenüber im Nordosten.

Es fällt gleich in die Augen, daß Österreich das am meisten belastete Land ist (vgl. Karte III). Auf seinem Konto stehen nicht weniger als fünf kritische Fragen, und unter diesen zwei ersten Ranges. Die Nationalitätsfragen vereinen sich auf zwei kritischen Linien: auf der Ostgrenze gegen Rußland und auf der Südgrenze gegen die Balkanhalbinsel (sowie Italien). Und bei allen Prozessen ist Österreich-Ungarn der Angeklagte. Auf seinem Reichskörper haben alle anderen ihre Hypotheken. Sehen wir uns dann innerhalb seiner Grenzen um, so begegnen wir in Böhmen auch einem nationalen Freiheitsproblem, das mit einer Energie gepflegt wird, die bei gewissen Gelegenheiten während des Krieges die Loyalität abflauen ließ — das einzige Beispiel hierfür, außer gewissen anderen aus dem Lande der Ruthenen (vgl. oben S. 72). Wir machen hier bei einem großen Resultat halt: wenn das türkische Asien die geopolitische Hauptachse des Weltkrieges ist, so liegt der ethnopolitische Schwerpunkt, soweit wir bisher gesehen haben, in der habsburgischen Monarchie. „Der Schlüssel zu der ganzen Situation", sagt auch Seton-Watson von seinem Standpunkt aus, „liegt bei Österreich-Ungarn."

Österreich-Ungarn.

warten, da ja dieser ganze
nodernen Nationalitätsge-
n Buche „Die Großmächte"
aus den Tagen des mittel-
Epoche des Nationalstaates
sind, jede für sich, eine
einer Hauptnation; die
tonarchie erscheint wie eine
auch zweien, wenn man
um nur die mitzurechnen,

die ganz selbständig sind! Das rächt sich durch gestörten Hausfrieden. Die ganze Welt hat dies auch an der neueren Geschichte der Monarchie beobachten können. Der Zank zwischen den einzelnen Nationen nahm kein Ende. Kein Wunder, daß die Welt allmählich anfing, Österreich-Ungarn als den zweiten „kranken Mann" des Weltteiles zu betrachten und auf die Hinterlassenschaft zu spekulieren.

„An dem Tag, da die Balkanfrage gelöst zu sein scheint, wird Europa unabwendbar vor die österreichische Frage gestellt," schrieb Albert Sorel 1902. Elf Jahre später war die Voraussetzung da — es fehlte nur noch die Liquidierung von kleinen Schulden zwischen den Erben auf der Balkanhalbinsel, und schon bewahrheitet sich im Weltkrieg die Prophezeiung des französischen Historikers. Wo sich ein leerer Raum im Machtsystem ausbildet, muß dieser genau so sicher die Kraftströme der nahegelegenen Mächte anziehen, wie ein Vakuum in der Luft die Winde. Die Politik, die Österreich-Ungarn während des Balkankrieges führte, als es ohne Widerstand seine Salonikiträume fahren und sogar die Türe zur Türkei zuriegeln ließ (vgl. „Die Großmächte", S. 22), erschien der Welt als das Zeichen einer bewußten Schwäche und trug dazu bei, die Erinnerung an die — an und für sich etwas zweifelhafte — Kraftäußerung bei der „Annektion" auszulöschen. Also kam jetzt die österreichische Frage als zweiter Akt in dem welthistorischen Schauspiel, dessen erster Akt der Balkankrieg von 1912—13 war, auf die Tagesordnung.

Und das ist eine Frage um Leben oder Tod, genau wie die türkische. Der Gedanke, daß eine ganze Großmacht der Einsatz im Spiele war, erscheint uns fremdartig; aber es ist so. Wir haben allzu klare Beweise, aus dem Zusammenhang der Dinge selbst und aus den Aussagen aller Parteien, um mit irgendeinem Recht daran zu zweifeln. So sehen wir Seton-Watson in dem englischen Sammelwerk, nachdem er als erstes Kriegsziel die Absonderung der fünf Irredenta (mit zusammen 20 Millionen Einwohnern) aufgestellt hat, die Frage aufwerfen, „ob die Doppelmonarchie ersetzt werden kann", und der Annahme Raum geben, daß die siegenden Ententemächte „die Vollen-

dung des Prozesses durch eine gründliche Leichenschau herbeiführen werden". Das Resultat liegt auf der Hand: Böhmen und Ungarn werden selbständige Staaten, und die deutschen Landesteile fallen Deutschland zu — dann ist es aus. Die ehrwürdige Monarchie muß „cease to exist", sagt Namier; Europa kann nicht „be reconstituted without the dismemberment" dieses Staates, sekundiert ihm Wickham Steed. Solche Urteile sind bloß das Echo der allgemeinen Meinung jenseits der Grenze; Österreich-Ungarns Existenz hat keinen Wert, sie schadet nur der ganzen Welt, und es bedarf bloß „einer vernünftigen Liquidierung der neuen politischen Leiche", äußerte sich eine leitende Moskauzeitung im Frühjahr 1913.[1])

Der Plan war auch scharfsichtigen Männern innerhalb des bedrohten Lagers kein Geheimnis. „Wir wissen," schreibt Paul Rohrbach in seiner Zeitschrift „Das größere Deutschland" am Tage des Kriegsausbruches, „daß Rußland Österreich-Ungarn zertrümmern will. Wir wissen auch, daß, wenn wir das geschehen lassen — und die Okkupation der türkischen Meerengen und den Balkanbund unter russischer Führung dazu —, Rußland uns als Kompensation die Vereinigung von Deutsch-Österreich mit dem Reiche zugestehen würde. Galizien nimmt es dann für sich selbst, Ungarn und Böhmen mit Mähren sollen zwei von der Gnade Rußlands abhängige Vasallstaaten vom Rang Rumäniens oder Bulgariens werden. Ein Donaubund von den

1) Mitgeteilt von Schiemann in seinen „Glossen zur Vorgeschichte des Weltkrieges" (unter der Rubrik „Ein Verleumder", gerichtet gegen den anonymen Verfasser von „J'accuse!" von einem Deutschen), S. 56 ff. Siehe ferner Namier, Germany and eastern Europe, 1915, und Steed, The Quintessence of Austria, in „The Edinburgh Review", Oktober 1915. Zu den jetzigen englischen Beurteilern gehört auch Lord Cromer, obwohl er sich mehr schwebend ausdrückt: „The ultimate survival of Austria as a separate political entity is more than doubtful", Modern Austria, in „The Quarterly Review", Oktober 1915, S. 481, 482. Siehe auch Hildebrand, Die Donaumonarchie im Krieg, 1915, das Kapitel: „Eine zum Tod verurteilte Monarchie." Schon Napoleon III. sprach von Österreich als von einer „Leiche", mit der man kein Bündnis schließen könne.

Sudeten bis zum Ägäischen Meer unter russischem Protektorat, sowie einst der Rheinbund unter Napoleon! Das ist Rußlands Programm."

Es darf also für erwiesen gelten, daß hier eine Verschwörung gegen das Leben Österreich-Ungarns als staatliche Einheit bestand, und daß Rußland der Leiter der Verschwörung war. Es fällt dabei in die Augen, daß dieses Programm weit über den Rahmen des Nationalitätsprinzips hinausgeht. In dessen Namen kann Rußland höchstens für Galizien im Namen der Ukrainer und Polen als Kläger auftreten. Aber auf diese Anklage hin braucht Österreich-Ungarn nicht in Stücke zu zerfallen. Stehen wir nun wirklich vor dem Ergebnis reiner Eroberungslust, oder hat Rußland auch hier — wie bei seiner Sehnsucht nach dem Meere — einen Grundsatz, auf den es sich berufen kann?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Bei seinen Absichten auf das Leben der benachbarten Vormacht trägt Rußland eine Fahne vor sich her, in deren Falten das Nationalitätsprinzip hinter einem größeren verschwindet, das aber gleichfalls ethnopolitischer Art ist. Wir begegnen hier einer Losung, die eine Mehrzahl der bisher behandelten Nationalitätsprobleme zu einer größeren Einheit zusammenfaßt und zugleich zu einer Gleichung höheren Grades erhebt. Es ist ein ideelles Motiv, das direkt der „schirokaja natura" der russischen Volksseele entsprungen ist, phantastisch und uferlos, wie die russische Steppe selbst, wenn die Herbstnebel über ihr schweben. Wir haben es hier mit jenem „unermeßlichen Nationalismus" zu tun, den Kaiser Wilhelm vor den Vertretern seines Volkes am 4. August 1914 brandmarkte; die Welt kennt das Motiv besser und schärfer umrissen unter dem Namen „Panslawismus". Um der Rasse willen macht Rußland sich auch mit den Forderungen der kleinen und fernab wohnenden slawischen Nationen solidarisch und will sie alle, als die große Mutter, unter seine Flügel versammeln.

Wir sind hiermit an einem entscheidenden Punkt unserer ganzen Untersuchung angelangt, und ich fühle das Bedürfnis, in dieses Hauptproblem des Weltkrieges ein wenig tiefer einzudringen, um

so mehr, als diese mächtige Bewegung in Westeuropa merkwürdig wenig studiert worden ist.[1])

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen slawischen Völkern konnte schon vor tausend Jahren beobachtet werden, als deren vornehmste Staatenbildungen noch westlich der Weichsel und auf der Balkanhalbinsel lagen. Im 17. Jahrhundert trat ein kroatischer Priester, Krizanits, als Reformator auf, aber sein Wort war nur die Stimme eines Rufers in der Wüste. Die Aufrüttlung durch die Französische Revolution war nötig, um den Nationalgedanken auch in diesem abgelegenen Winkel der Kultur zum Bewußtsein heranreifen zu lassen.

Unter Zar Alexander I., zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wurden dann die Südslawen vom russischen Horizont aus (von Bronevski und Karazin) entdeckt, und im Anschluß daran tauchten Gedanken an russische Sekundogenituren dort unten auf, aber zugleich — schon damals — an ein großes slawisches Bündnis unter Rußlands Führung. Diese Ideen schlugen rasch im russischen Staate Wurzeln, eine „Gesellschaft für die vereinten Slawen" arbeitete umfassende Pläne aus; als sie sich aber zugleich in die revolutionären Bewegungen daheim einmischte, nahm sie durch Zar Nikolaus I. im Jahre 1825 ein schnelles Ende, und damit auch die ganze unreife Bewegung.

Nun wurde Böhmen, das schon vorher auf kulturellem Gebiete an der Spitze marschiert war, der Herd des panslawistischen Gedankens.

1) Als Quellen hierzu weise ich ein für allemal hin auf den Rumänen Demetrius Sturdza, Europa, Rußland und Rumänien, 1915 (1890), S. 9 bis 26, auf den Tschechen Tobolka, Der Panslawismus, in der „Zeitschrift für Politik", 1913, S. 215—235, den Deutschen Deckert, Panlatinismus, Panslawismus und Panteutonismus in ihrer Bedeutung für die politische Weltlage, 1914, sowie auf den Österreicher Hans Übersberger, Rußland und der Panslawismus, in „Deutschland und der Weltkrieg" 1915; außerdem finden sich Aufschlüsse bei Hoetzsch, Rußland als Gegner Deutschlands, 1914, und Rudolf Steiner, Gedanken während der Zeit des Krieges, 1915.

Hier wirkte zugleich der Eindruck der gleichzeitigen Einheitsbestrebungen in Deutschland mit — der neuere Panslawismus ist also gewissermaßen ein Reflex des „Pangermanismus" innerhalb der deutschen Grenzen —, und so traten in den 1830er Jahren zwei Männer als Rufer innerhalb der ganzen slawischen Kulturwelt auf. Der eine war Safarsik, der durch seine Arbeiten „Slawische Antiquitäten" und „Slawische Ethnographie" die Rasse mit ihren alten Ahnen und ihrer großen modernen Ausbreitung bekanntmachte und dadurch ihr Selbstbewußtsein mächtig hob. Der andere, noch viel einflußreichere, Johann Kollar, schuf mit seinem Buch über die „Slawische Wechselseitigkeit" im Jahre 1837 ein Evangelium des Panslawismus, das in allen Ländern der Rasse begeisterte Anhänger fand (z. B. Gay, den Apostel Kroatiens und Vater des „Illyrismus"). Als diese Gedanken nach Rußland kamen, erhielten sie durch Pogodin im Jahre 1840 zum erstenmal eine speziell russische und orthodoxe Färbung, wobei sich der Stachel gegen Österreich richtete; gleich danach wurden sie durch den Dichter Komjakov noch vertieft, der Rußlands Mission gegenüber dem überkultivierten Europa verkündete. Das war die Zeit der „Slawophilen", in der die Bewegung noch einen überwiegend idealistisch-philosophischen Stempel trug. Freilich verhinderte dieser Umstand nicht, daß schon jetzt das Bild einer russischen Universalmonarchie auftauchte und eine Reaktion in Böhmen hervorrief; Havlitschek lehrte 1846, daß „die österreichisch-ungarische Monarchie die beste Garantie für die Bewahrung unserer und der illyrischen Nationalität sei". Zum erstenmal wurde hier der „Austroslawismus" der großrussischen Idee gegenübergestellt, obgleich die letztere noch keine festeren Konturen angenommen hatte.

So lagen die Dinge, als das Revolutionsjahr 1848 hereinbrach, das zugleich das Jahr der nationalen Einheitsbestrebungen ist. Im gleichen Jahre stellte sich auch die allslawische Gemeinschaft zum erstenmal Europa dar. Die Slawen machten sich daran, eine Form für ihre Einheit als Gegengewicht gegen die der Deutschen zu suchen. Zu diesem Zwecke versammelte sich in Prag der erste panslawische Kon-

greß. Aber die Russen fehlten; der Zar hatte ein Verbot über sie verhängt. Auch stand der ganze Kongreß im Zeichen des Austroslawismus (einer Föderation der slawischen Völker unter der Krone Habsburgs auf selbständiger Basis) und brachte außerdem in seinem Manifest an Europa nur einige nebelhafte Phrasen.

Den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Panslawismus bildet der Krimkrieg, in dem sich Rußland um Österreichs Hilfe betrogen fühlte. Das gab der Bewegung eine mehr realistisch-politische Färbung. Auf die Generation der „Slawophilen" folgte die der „Panslawisten". Von dieser Zeit an wird der Panslawismus ein mehr oder weniger unverhohlener Trumpf im politischen Spiel Rußlands gegen den Nachbarn — den Rivalen in der Ukraine und auf der Balkanhalbinsel.

Jetzt (1858) bildet sich also unter hoher Protektion das „slawische Wohlfahrtskomitee" in Moskau, und zugleich eröffnet Katkov in der leitenden Zeitung dieser Stadt eine zielbewußte Agitation für den Zusammenschluß der Slawen unter russischer Führung. 1867 tritt auf Veranlassung der Regierung hin ein neuer Kongreß in Moskau zusammen, und die Tschechen kommen in Masse, um gegen den „Dualismus" daheim zu demonstrieren, nachdem man auf ihre nationale Sache keine Rücksicht genommen hat. Aber diesmal fehlten die Polen; zu Boden geschlagen, wie sie nach der Freiheitsbewegung des Jahres 1863 waren, hatten sie kein Interesse für eine Sache, die die ihres Unterdrückers war. Und als von tschechischer Seite Sympathien für sie geäußert wurden, endete der Kongreß in Disharmonie; um so mehr, als die Russen schon mit der Forderung auftraten, daß ihre Sprache und Religion die slawische Einheit beherrschen sollten.

Schon damals also konnte man politische Nebengedanken feststellen, die darauf ausgingen, den Panslawismus in ein Panrussentum zu verwandeln; das lag ja übrigens bei Rußlands gewaltiger Übermacht im Verhältnis zu den anderen Völkern auch nahe. Wer zwischen den Zeilen zu lesen vermochte, dem wurde die Richtung der Bewegung

schon aus dem ausgefertigten Programm klar, das jetzt endlich an die Öffentlichkeit kam. Ein Vorgänger war General Fadejev im Jahre 1868, aber der wirkliche Verkünder ist Danilevsky in seinem Buche über „Rußland und Europa" 1871.[1]) Wenige Bücher mit politischem Inhalt haben eine solche Bedeutung im rein historischen Leben gehabt wie dieses. Wenn Kollar der kulturellen Bewegung ihr Evangelium gegeben hat, so wurde dieses Buch das Evangelium der politischen Bewegung. Es hat die Grundlinien entworfen, die die russische Politik, nach dieser Seite hin, noch heute verfolgt, und den Ideenkreis umrissen, in dem sich die russische Presse jetzt während des Weltkrieges im ganzen noch immer bewegt. Wir sehen also schon das Vasallengefolge von sechs Königreichen, wobei Rumänien und Griechenland um der Religion willen und Ungarn aus geographischen Gründen an der Seite der slawischen Staaten Böhmen, Großserbien und Bulgarien sowie der „Provinz" Konstantinopel ihren Platz erhalten und alle zu einem großen Verband um Rußland als Hauptmann vereinigt sind. Auf diese Weise sollte der Rassengedanke — mit allerhand anderem im Gefolge — zum Siege geführt werden; und als praktisches Ergebnis erblicken wir ein Rußland in Glanz und Größe ohnegleichen, auf den Ruinen Österreich-Ungarns und der Türkei.

Es war die von Danilevsky hervorgerufene Strömung, die die russische Regierung dazu antrieb, „ihre Brüder und Christi Gebote" im Balkankriege 1876 zu verteidigen. Das war der erste Schritt von russischer Seite, und die Errichtung eines Groß-Bulgarien im Frieden von St. Stefano zielte direkt auf den Untergang der Türkei hin.

1) Es kam zuerst als Artikelserie in der Zeitschrift „Zarja" im Winter 1869/70 heraus. Nach Deutschlands Sieg über Frankreich im Jahre 1870 sah D. ein, daß Frankreich der kommende Bundesbruder und Deutschland der Feind sei, während er vorher Preußen zur Teilnahme an der Realisation einladen wollte, siehe Übersberger S. 400 f. — Fadejevs Hauptarbeit behandelt „Rußlands Militärmacht und Politik". Schon er erklärt die orientalische Frage für eine „slawische Frage" und stellt für Rußland die Alternative: „Vor zur Adria oder hinter den Dnjestr zurück" auf, Sturdza S. 10—12.

Nach Komarov-Sarjanko.

ezte dem panslawistischen
gleich einen Teil des rus-
Deutschland überzuleiten.
e Stimme zu Wort; so
r Kritik über Danilevsky
se für einen wahren Pa-
Kraft und Beruf, sondern
Sarjankos Karte von
tskomitee" 1889 heraus-

gegeben wurde, legte allerdings für die andauernd lebendige Agitation ein Zeugnis ab, und für diesen Zweck scheute man auch nicht vor gewissen Fälschungen zurück, wie z. B. der, daß man den südslawischen Zweig in geographischen Zusammenhang mit dem Stammland an der unteren Donau darstellte (vgl. Karte IV). Bei der allgemeinen Meinung verlor die große Idee auch nicht an Kraft, und das um so weniger als sie in Pobjedonoszev, dem Leiter der heiligen Synode während eines ganzen Vierteljahrhunderts (1880—1905), eine Inkarnation und einen starken Vorkämpfer in offizieller, leitender Stellung erhielt. Aber politische Rücksichten wandten das Auge der Regierung ab und nach einer anderen Seite hin, wo eine Ernte reifer zu sein schien; und es sollte sich Europa auch nicht eher wieder zukehren, als bis man zum Bankrott in Asien und zur vollen Revolution daheim gekommen war.[1])

Mit der Unterdrückung der Revolution beginnt das dritte und letzte akute Stadium des Panslawismus. Die Reaktion in Rußland griff in diese Saiten, um das Volk zusammenzuschließen und seine Aufmerksamkeit von der inneren Politik abzulenken. Der russische „Nationalismus", wie die Bewegung jetzt hieß, bekam also freies Spiel; und Österreich-Ungarns aggressiver Schritt, den es tat, indem es das serbische Bosnien-Herzegowina 1908 annektierte, wurde zum Funken im Pulverfaß. Jetzt zersprang die „Entente" von 1897, die den Zwist der beiden auf der Balkanhalbinsel bis dahin beigelegt hatte. Schon vorher war im gleichen Jahre eine allslawische Vorkonferenz in

1) Witte war bis zu seinem Tode Anhänger des Friedens mit Europa — als ein Nachkomme der „Europäer" der 40er Jahre, im Gegensatz zu den Slawophilen — und soll das in seinem Testament auch dem Zaren ans Herz gelegt haben. Daß ähnliche Stimmen auch nach dem Ausbruch des Weltkrieges nicht ganz verstummt sind, zeigt Pavlovitsch, Romantisme et réalisme dans l'impérialisme russe, in der „Revue politique internationale", September und Oktober 1914: da erklingt wieder die Mahnung, den Panslawismus und das Balkanprogramm fahren zu lassen und statt der großen slawischen Idee die große asiatische anzustreben. Siehe „Preußische Jahrbücher", Februar 1915, S. 358 ff.

Prag zusammengetreten — in derselben Stadt, die immer der Herd für die Bewegung außerhalb Rußlands war und die um die Jahrhundertwende als Mittelpunkt für einen Teil der Umtriebe gedient hatte, die darauf ausgingen, die „Alliance franco-russe" in eine „Alliance franco-slave" zu verwandeln. Durch die Prager Konferenz vom Jahre 1908 wurde der sogenannte „Neoslawismus" eingeleitet, und der Verkehr zwischen den Interessenten wurde jetzt einige Jahre hindurch recht lebhaft. Der eigentliche Ertrag dieses Verkehrs, der über die alte Bewegung hinausging, bestand aus einigen Vorschlägen auf wirtschaftlichem Gebiet, und Tobolka weist als auf ein recht wesentliches Ergebnis auf das Werk „Slovanstvo" (1912) hin, eine kulturelle Enzyklopädie über das „Bild des Slawismus in früherer und jetziger Zeit". Als aber dieses literarische Monument das Licht der Welt erblickte, schien die Zeit auch schon für rein politische Konsequenzen reif zu sein.

Schon im Jahre 1909 konzentriert sich die russische Politik, unter dem Eindruck der diplomatischen Siege Österreich-Ungarns, auf das praktische Programm: Balkanbund, d. h. die Vereinigung der slawischen „Brüder" Serbien — das jetzt das Lieblingskind geworden war — und Bulgarien. Dieses Programm war damals als auch auf die Türkei ausgedehnt gedacht und richtete so seine Spitze ausschließlich gegen Österreich. Als es am 13. März 1912 endlich zur Wirklichkeit wurde, war aber die Türkei nicht mit dabei; der allslawische Gedanke ist nun Reinkultur geworden, und die doppelte Frontstellung gegen beide Feinde Rußlands tritt klar zutage. Wir sehen auch den Schatten des großen Vormundes in dem einen Paragraphen auftauchen, der ihn als Schiedsrichter zwischen den Verbündeten bei möglichen Rückfällen in Zwistigkeiten einsetzt.[1])

1) Siehe den Text des Vertrages, wie er zuerst im „Matin" am 25. November 1913 veröffentlicht wurde. Jetzt hat einer der leitenden Staatsmänner, der Bulgare Geschov, eine Arbeit über „L'alliance Balkanique" (1915) veröffentlicht, in der u. a. durch eine Karte sichtbar wird, daß Serbien als „unbestrittenes" bulgarisches Gebiet das Land bis hinauf nach Dranja

Um dieſe politiſche Alliance ſpannt nun der Raſſengedanke ſeinen weiten Bogen, indem als ſeine Träger hervorragende Perſönlichkeiten, wie Dmovski im ruſſiſchen Polen und Kramarz und Maſaryk in Böhmen, auftreten. Zum erſtenmal offenbart ſich jetzt der Panſlawismus als ein wirklicher Machtfaktor von erſchreckender Realität, als der Balkanbund (mit Griechenland an ſeiner Seite) im Jahre 1913 die Reſte der europäiſchen Türkei zerſchmetterte. Damit war die eine Aufgabe im weſentlichen erfüllt; die andere ſtand noch aus — und ſie galt Öſterreich-Ungarn.

Hiermit ſcheint Rußland unmittelbar vor ſeinem Jahrhunderte alten Ziel zu ſtehen. Wir machen einen Augenblick bei dieſer welthiſtoriſchen Stunde halt, um die Flügelbreite zu meſſen, die ſie in ruſſiſchen Augen hat. Als Träger des Nationalgedankens hatte Rußland die Donaumonarchie höchſtens an einer ungefährlichen Seite bedrohen können, und ſeine Stellung war ſomit im Grunde defenſiv (in der Ukraine, ſiehe oben S. 71). Als Träger des Raſſengedankens bedroht es, in gleichem Maße und mit ausgeſprochenen Angriffsabſichten, ſowohl das habsburgiſche wie das türkiſche Reich. Die Karte macht das auf den erſten Blick hin klar; hier liegen Tſchechen, Slowenen und Kroaten als Torpedos unter der erſteren Arche, Serben und Bulgaren unter der letzteren. Wie muß ſich die Gefahr für Öſterreich-Ungarn jetzt vergrößern und vertiefen, da die verſtreuten kleinen nationalen Angreifer zu dieſem großen Zuſammenhang und unter dieſer Leitung vereinigt ſind! Jetzt geht es nicht nur gegen ungefährliche Teile, ſondern gegen das Ganze. Rußland nimmt eine Stellung ein, von der aus es ſowohl den Spekulanten auf ſeine ukrainiſche Sorge wie auch den Konkurrenten in ſeinen Balkanhoffnungen ganz und gar ſchachmatt ſetzen kann.

Aber die Karte zeigt uns noch etwas. Der Balkanbund bildet geographiſch einen Gürtel, der quer über die Halbinſel vom Schwar-

und bis hinaus nach Ochrida bezeichnete. Vgl. Iſchirkoffs bulgariſche Nationalkarte in „Peterm. Mitt." vom September 1915, und Cvijitſchs Ethnographiſche Karte der Balkanhalbinſel, ebd. 1913, Tafel 22.

zen bis zum Adriatischen Meer reicht. Vom groß-russischen Standpunkt aus bedeutet das einen neuen Weg zum Mittelmeer. So wird das Mittel von selbst zum Zweck. Der Balkanbund ist nicht nur ein Pfeil im Fleische des verhaßten Österreich, indem er den alten Weg zum Meer verlegt; er bedeutet eine eigene, neue und direkte russische Kraftleitung dorthin. Von hier aus fällt ein wirkliches Licht auf den Panslawismus in der Art, wie er von Rußland ausgenützt wird; er ist eine neue Sehne am alten Bogen, dessen Pfeile nach dem offenen Mittelmeer hinzielen — er verleiht nur dem Pfeil erhöhte Kraft, über die Dardanellen hinaus bis zur Adria (also nicht nur bis zum Ägäischen Meer, wie Rohrbach sagt, siehe oben S. 81). Das ideale ethnopolitische Motiv dient somit letzten Endes dem realen geopolitischen Ziel, indem es dieses nur vertieft und erweitert.

Jetzt verstehen wir aber auch, wie lebhaft Deutschland an dem ganzen Gegensatz interessiert sein muß. Die rein geographische Untersuchung stellte einen Schneidepunkt zwischen seinen und Rußlands Plänen an den Dardanellen fest; die ethnopolitische Forschung zeigt jetzt eine ganze Schneidezone, da wir in dem Balkanbund eine direkte Sperre auf dem Wege zur Levante erblicken. Dieser Balkanbund bringt das Mittelstück auf der Brücke dorthin in Gefahr. Aber noch weit mehr; er bedroht Österreich-Ungarn mit Untergrabung und Auflösung, und dieses Land ist für Deutschland das erste Stück der großen Länderbrücke und überdies die unmittelbare Deckung für seine eigene Sicherheit. Schon vom kontinental-politischen Gesichtspunkte aus sind, ohne Hinblick auf imperialistische Pläne, die Geschicke Deutschlands und Österreich-Ungarns nunmehr miteinander verkettet. Hierüber hegte auch Bismarck keinen Zweifel: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht in Europa ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann.“ [1]) Es ist leicht, bei ihm viel ähnliche Äußerungen schon von

1) „Gedanken und Erinnerungen“ II., S. 253.

1876 an und vielleicht noch früher zu finden. Es ist auch bekannt, daß er die Alliance von 1879 gerne noch intimer gesehen hätte. Wenn es Österreich-Ungarns Dasein gilt, kann Deutschland nicht still stehen bleiben, auch wenn keine Bundespflicht es mahnen würde.

Der Panslawismus ist also, politisch betrachtet, eine russische Breitseite gegen die Türkei und Österreich, aber dahinter bedroht er Deutschland. Darüber ist man sich auch auf keiner Seite im unklaren. „Der Weg nach Konstantinopel geht über Berlin", sagt Mitrofanoff in seinem offenen Briefe frei heraus (oben S. 12). Im Namen des englischen Bundesbruders bezeugt Seton-Watson das gleiche, indem er von der geplanten Zerstückelung Österreichs spricht:

„Mitleid und Gewissensbedenken dürfte man überwinden, wenn man sich darauf besinnt, daß ein Staat von dieser Hybriden-Natur geneigt wäre, mehr als je Deutschlands Vasall zu werden. Übrigens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eines der sichersten Mittel, Deutschland auf die Knie zu zwingen, darin besteht, daß man seinen stärksten Bundesbruder vernichtet und dadurch einige der Quellen seiner eigenen militärischen und wirtschaftlichen Kraft ableitet. Man kann ruhig sagen, daß diese Berechnung eine wichtige Rolle in den militärischen Plänen Rußlands spielt."

Man kann mit noch größerer Ruhe sagen, daß diese Berechnung eine maßgebende Rolle in Englands Plänen spielt. Rußland hat es auf Deutschland abgesehen, um an Österreich-Ungarn und die Türkei heranzukommen, England hat es auf Österreich-Ungarn und die Türkei abgesehen, um an Deutschland heranzukommen: das ist der Unterschied, der in der Praxis zu der großen Einigkeit geführt hat.

Jetzt liegt es aber auch auf der Hand, warum Deutschland nicht auf die von Rohrbach (oben S. 80) angedeutete „Kompensation": den Heimfall Deutsch-Österreichs an das Reich, reflektieren kann. An und für sich wäre diese Kompensation natürlich durch das Nationalitätsprinzip motiviert, denn hier sehen wir in der Tat die größte Irredenta der Landkarte — 10 Mill. Deutsche auf einem zusammen-

hängenden Territorium — und zugleich die größte Hypothek von allen auf dem Reichskörper Österreichs. Aus diesem Grunde widersetzt sich auch England einem solchen Arrangement bei dem gänzlichen Zusammenbruch Österreichs nicht (Seton-Watson). Wir sehen auch, daß dieses Motiv bei der Agitation angewendet wird, um Deutschland in Österreich-Ungarn verdächtig zu machen.[1]) Wenn wir aber von einigen „alldeutschen" Strömungen im Reiche und „deutsch-radikalen" Strömungen in Österreich absehen, welch letztere nur um die Jahrhundertwende eine kleine Rolle spielten (Schönerers „Hoch und Heil den Hohenzollern" in der österreichischen Deputiertenkammer), hat dieser Irredentismus vor unseren Tagen keine Spur von ernster Resonanz auf irgendeiner Seite gefunden. Mit weitschauender Berechnung hat Bismarck das Einheitswerk an diesem Punkt unvollendet gelassen, um nicht die inneren Schwierigkeiten des neuen Reiches zu erhöhen[2]); und in dem Bündnis seit 1879 hat das Nationalitätsprinzip dann jenen Grad von Befriedigung erreicht, der hier mit dem rein politischen Bedürfnis übereinstimmt. Jetzt würde der rein deutsche Zusammenschluß eine weitere Vermehrung des Reiches um den Preis bedeuten, daß Deutschland die ganze Brücke nach dem Orient vom Lande wegreißen und somit sich selbst aller Sicherheits- und Entwicklungsmöglichkeiten, die überhaupt in dem levantischen Programm liegen, berauben würde. Das wäre ein allzu schlechtes Geschäft.

Nichtsdestoweniger trat in letzter Stunde ein Augenblick ein, da die Frage recht viel diskutiert und auch an manchen Stellen in Deutschland bejaht wurde. Das war 1913, nach dem Triumph des Balkanbundes über die Türkei und Österreichs vollständiger Einkreisung. Die politische Meinung in Deutschland übersah nicht, daß die Schicksalsstunde jetzt für das eigene Land herannahte; man kann sich nicht darüber wundern, daß sich nun Stimmen erhoben, die

1) Siehe André Chéradame, L'Europe et la question d'Autriche au seuil du XXe siècle, 1901; La paix, qui voudrait l'Allemagne, 1915.

2) „Die Großmächte" S. 13 f., 62, 69.

dazu rieten, zu retten, was gerettet werden konnte. Typisch für diese mißmutige Stimmung ist folgende Äußerung in der Zeitschrift „Deutsch-Österreich", die Winterstetten (Berlin—Bagdad) anführt und in allem Ernst widerlegt: „Wenn die ganze österreichisch-ungarische Armee an der Südfront aufmarschieren muß, bleibt für den Norden nichts übrig, und dann wird das Bündnis mit Österreich-Ungarn für Deutschland wertlos. Dann ist der Augenblick mit Notwendigkeit gekommen, da das Deutsche Reich sich nicht länger durch Gefühlsrücksichten daran hindern lassen darf, seiner Politik eine neue Richtung zu geben und mit Rußland eine Aufteilung Österreichs zu vereinbaren, wodurch es ohne weiteres Italiens, Rumäniens und auch Serbiens Bundesbrüderschaft gewinnen würde."

Aber dieser Augenblick konzentrierter Spannung, in dem die Wagschalen der Weltgeschichte gleichsam zitterten — in dem das Spiel für die Zentralmächte verloren schien —, wurde auch der dramatische Wendepunkt. Der Balkanbund, Rußlands großer Gedanke, der Querriegel gegen alle unbequeme Einmischung in seine eigenen Pläne auf Konstantinopel und das Mittelmeer — der Balkanbund brach durch die innere Rivalität zwischen Serben und Bulgaren zusammen. Vergebens appellierte der Zar selbst in seinem Schreiben vom 11. Juni 1913 an die „Verantwortung gegenüber der slawischen Sache". Das große Wort konnte „die Bruderfehde" nicht abwehren. Es gelang jetzt eine Kombination von Serben und anderen Völkern, um für den Augenblick Bulgarien lahmzulegen; aber die unvermeidliche Folge war wiederum, daß der gemeinsame Gegensatz gegen Serbien danach ein festes politisches Band zwischen Österreich und Bulgarien knüpfte. Ein Glied der slawischen Kette zersprang — eine Bresche wurde in die panslawische Einkreisungsmauer geschlagen.

Das ist jetzt in der letzten Phase des Weltkrieges klar geworden. Mit einem größeren Apparat denn je zog Rußland im Namen der „slawischen Sache" aus, und zwar diesmal direkt gegen Österreich. Serbien warf den Handschuh hin; und als dieser endlich

von der in ihrem Leben bedrohten Donaumonarchie aufgenommen wurde, rief der Generalissimus, Großfürst Nikolaj, in einer Proklamation in neun Sprachen deren slawische Stämme zum Zusammenschluß unter Rußland auf, das „so viel Blut für die Freiheit der Völker vergossen hat"; zugleich mischte sich in Galizien der Klang russischer Rubel in die Sirenentöne der großen Idee. Da geschah das Wunder: die neun Stämme blieben im ganzen ihrer Staatsidee treu; sobald die Zeit reif ist, fällt Bulgarien definitiv vom russischen Lager ab — wie ein Hilferuf ohne Echo verhallt Rußlands letzter Appell an die „slawische Sache" in dem Ultimatum vom 4. Oktober 1915 —, und Serbien, Rußlands ergebenster Vasall, wird zu Boden gedrückt, so daß die Zentralmächte offenen Weg und freie Aussicht in ihre Zukunft haben. Das Märchen des Balkanbundes ist vorüber und damit auch Rußlands größter Traum zerronnen.

Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als den Bankrott des Panslawismus als politischer Faktor. Damit ist kein Urteil über alle Rassenpolitik aller Zeiten gefällt; aber diese besondere Art der Rassenpolitik ist jetzt vereitelt. Sie fiel durch ihre innere Unwahrheit. Es zeigte sich, als die große Probe kam, daß der Rassengedanke bei den Slawen Österreichs nicht viel mehr als die Kehrseite ihres Hasses gegen die Deutschen (bei den Tschechen und Slowenen) oder gegen die Magyaren (bei den Kroaten und Slowaken) war. Ihre Augen konnten ja auf die Dauer auch nicht blind für den schreienden Widerspruch bleiben, der zwischen den Lippen Rußlands, die von der Freiheit aller Slawen sangen, und seinem Arm, der die Knute über den eigenen befreiten Slawen schwang, bestand — Rußlands Politik daheim war noch bis zuletzt keiner Änderung unterzogen worden, Polen krümmte sich unter neuen Schlägen, und über den Steppen der Ukraine zeigte sich keine Morgendämmerung!

So hat sich der Panslawismus, wie die ukrainische Frage (siehe oben S. 71 f.), in der Hand Rußlands als ein zweischneidiges Schwert gezeigt. Im Namen der Nationalität, die eine Realität ist, reagieren

seine eigenen unterdrückten slawischen Stämme gegen die Einheit der Rasse, die eine Schimäre ist. Wenn aber der Blick diese Richtung weiterverfolgt, so macht man eigentümliche Entdeckungen. Neben 50 Millionen (in abgerundeter, etwas hoher Zahl) von nichtrussischen Slawen (einschließlich der Weißrussen) zählen wir innerhalb dieses Reiches noch andere 50 Millionen von nichtslawischem Blut; als Träger der rein russischen Ansprüche bleiben dazwischen 75 Millionen Großrussen, also eine Minorität. Im Namen des Nationalitäts- und Rassenprinzips trat Rußland, zusammen mit seinen Verbündeten, als Kläger auf und fällte das Urteil über Österreich, wie vorher über die Türkei; jetzt sehen wir Rußland an ganz demselben Übel leiden. Es fällt einem wie Schuppen von den Augen: Rußland selbst steht unter dem Zeichen des gleichen Urteils, das es über die anderen fällen wollte. Dieses Land ist der dritte „kranke Mann" des Weltteiles — und die Frage ist nur, wer im Grunde der kränkste ist!

Aber wir haben noch nicht die Höhe der tragischen Überhebung im Namen des Panslawismus abgemessen, von der herab Rußland jetzt seinen großen Fall getan zu haben scheint. Wir betrachten die Karte noch einmal (siehe oben S. 86) und beobachten jetzt, daß die tschechischen und serbo-slowenischen Flügel der Rasse wie zwei ausgestreckte Arme bis in die Alpen, die Mitte Europas, hinübergreifen. Das bedeutet, daß hinter der Gefahr für Österreich noch mehr als nur eine Gefahr für die Türkei und Deutschland lauert, nämlich eine Gefahr für Europa. Ein russischer Einfluß bis nach Danzig, Prag und Triest würde Westeuropa unter einen Druck versetzen, der kaum auf die Dauer auszuhalten wäre. Hier erweitert sich der Horizont über die Dardanellen und das Mittelmeer hinaus. Hinter der Maske des Vorkämpfers für die Rasse grinst schließlich das Gesicht des Welteroberers vor, und zwar diesmal ohne alle zierende Verkleidung. Wir erkennen in der Verhüllung des Panslawismus nichts mehr und nichts weniger als ein vergilbtes Papier, das deshalb nicht minder bedeutungsvoll ist, weil wir jetzt wissen, daß

es eine Fälschung ist — ich meine das „Testament Peters des Großen", die Formel für den Anspruch eines großen Volkes als auserwählte Nation die Welt zu besitzen. . . .

So groß sind die Träume, von denen Abschied zu nehmen Rußland jetzt aufgefordert zu sein scheint. Verhält es sich aber so, so haben die Zentralmächte hinter ihrer eigenen Sache auch die Europas zu verteidigen. Das zeigt sich ganz klar, wenn wir am Schlusse dieses Kapitels uns die Frage stellen: Welche Idee haben sie ihrerseits gegenüber der Nationalität und der Rasse im Kampfe um die Seelen der österreichischen und Balkanslawen aufzustellen? Die Antwort liegt auf der Hand und lautet folgendermaßen: Sie weisen Europas Gegenrechnung im Namen der Kultur vor. Sie erheben die europäische Kultur als Schild und Schwert gegen die slawische Rasse. Sie parieren Byzanz mit Rom.

Die Rechnung verhält sich etwas ungleich für die slawischen Stämme der Balkanhalbinsel und für die Österreich-Ungarns. Die ersteren stehen Rußland näher, sie haben mit ihm die griechisch-orthodoxe Religion gemeinsam; deshalb hat Rußland auch mehr Anziehungskraft auf sie ausüben können, es ist mehr ihre Lage als ihre innere Beschaffenheit, die letzten Endes ihre Stellung bestimmt.[1])

1) Hierbei darf man jedoch nicht ganz den Einfluß übersehen, den Venedig in seiner Glanzzeit hier ausübte — Was Bulgarien anbelangt, mag hier auf einen besonderen Punkt aufmerksam gemacht werden. Da Rußlands panslawische Pläne zweimal (1913 und 1915) von Bulgarien genarrt wurden, läßt das auf einen Rechnungsfehler schließen, der vielleicht tief sitzt. Es ist wohl bekannt, daß sich der bulgarische Nationalcharakter in hohem Grade von dem anderer slawischer Völker unterscheidet, vgl. Tschorlich, Der Nationalcharakter der Bulgaren, in „Das Neue Deutschland" vom 16. Oktober 1915. Die Selbstbeherrschung, die Organisationskraft und die reale und praktische Verstandespolitik der Bulgaren trennen sie besonders weit von den Serben, bei denen der anarchische Zug im slawischen Individualismus vor allem stark ausgeprägt ist. Das Rätsel findet seine Lösung durch die Anthropologie, die uns erzählt, daß die Bulgaren im Grunde ein finnisches Volk sind, das nur die Sprache gewechselt hat. Hier wäre also wieder ein Fall, wo Sprache und Nationalität einander nicht entsprechen. Aber

Aber für die letzteren ist die Sachlage klar: sie haben die Religion Roms und ebenso das lateinische Alphabet in der Schrift, sie gingen in die Schule Westeuropas, während Rußland unter der Gewalt der Mongolen im Dunkeln lag, sie sind unter dem Schutz einer höheren Kultur aufgezogen und geistig Europas Kinder, wenn sie auch Rußlands fleischliche Brüder sind. Das ist der tiefere Grund zu dem Umstand, daß sie, als es wirklich galt, Österreich treu blieben: die Anziehungskraft Rußlands wurde durch seine niedere Kultur neutralisiert.

Hier sehen wir also ein Gegengewicht gegen das Gravitationsgesetz, das will, daß „alle kleinen slawischen Bäche in das russische Meer münden sollen" (Puschkin). Nun aber gehen wir weiter und sehen, daß der gleiche geistige Vorrang ganz klar auch den Polen innerhalb der Grenzen Rußlands vor dem Kriege zuzuschreiben ist. Die Sache der Ukraine ist weniger klar: hier bindet die griechische Religion an den russischen Kern, doch scheint es, daß die Mehrzahl der Nation die den Orthodoxen verhaßte Kirchenunion mit Rom angenommen hat; und in politischer Hinsicht hat die Ukraine in früheren Zeiten mehr mit Polen als mit Moskau gemeinsam gehabt.[1]) Ganz unzweifelhaft ist endlich, daß die Grenzvölker im Norden dem europäischen Kulturkreis angehören. Diese finnischen und baltischen Na-

---

von diesem Gesichtspunkt aus wird ja die relative Unempfänglichkeit für das Spiel auf den panslawischen Saiten erklärlich. Das ist übrigens eine alte Erfahrung; in der slawischen Literatur des Mittelalters werden die Bulgaren nicht genannt, und bei der neueren Erweckung dauert es am längsten, bis sie davon berührt worden; erst in unseren Tagen hat die ganze Bewegung einen Namen aus ihren Reihen zu verzeichnen (Bobtschev). Diese Zurückhaltung beruht vielleicht nicht so sehr auf dem Mangel an Nationalbewußtsein überhaupt — wie Tobolka (a. a. O. S. 215, 223) es erklärt — sondern auf einem anderen Nationalbewußtsein, als das slawische es ist. Siehe ferner Ruedorffer, S. 72 f.

1) Daß die Ukraine „bloß eine östliche (russische) Kulturorientierung kennt", hat auch nur Brückner behauptet, wogegen Donzow und andere Kenner lebhaft opponierten (siehe „Das Neue Deutschland" vom 29. Mai 1915, S. 291).

tionen sind evangelische Christen, ihr Land ist ursprünglich schwedisches und deutsches Kolonialgebiet, und in ihrer Oberklasse spielen die Schweden (360000 in Finnland) und die Deutschen (165000 in den baltischen Ländern) noch immer eine hervorragende Rolle.[1])

Wir stehen hier vor einem Resultat von der allergrößten Bedeutung. Die slawische Rasseneinheit wird von der großen Kulturgrenze zwischen Rußland und Europa — zwischen der asiatischen „Schrankenlosigkeit des Machtwillens" und dem europäischen objektiven Gesetzesbegriff[2]) — durchkreuzt, und diese Grenze fällt nicht mit einer gegenwärtigen politischen zusammen, sondern verläuft innerhalb des jetzigen Rußland nach der Linie Weißes Meer—Pejpussee—Rokitnosümpfe—Don (wenn wir die Ukraine mitrechnen; vgl. Karte V, Linie D—C). Was westlich von ihr liegt, gehört im ganzen zu Europa, wie die Kultur, der Rasse zum Trotz, bezeugt. Die große Gegenüberstellung heißt nicht Germanen gegen Slawen, sondern Germanen plus West- und Südslawen plus finnische Kulturstämme gegen die Slawen

1) Die letzten Angaben in bezug auf die Bevölkerungsstatistik der Ostseeprovinzen — leider noch immer auf Grund der Volkszählungen des Jahres 1897 — finden sich in der „Deutschen Rundschau" vom September 1915 (Bevölkerung und Wirtschaftsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen, siehe S. 321—368) sowie in „Peterm. Mitt." vom selben Monat (von Rosen, Die ethnographischen Verhältnisse in den baltischen Provinzen und in Litauen, dazu die Karte von Langhans). Nach dem Letztgenannten zählten die Litauer (zwischen dem 54° und dem 56° 30′ n. Br.) 1,64 Millionen, die Letten (56° 30′ — 58°) 1,07 Millionen, die Esten (weiter im Norden) 0,9 Millionen. Die Russen kamen an 5. Stelle, sogar nach den Deutschen, deren Sprache im übrigen sicher schon von 400000 Nichtdeutschen verstanden wird. Der Verfasser nimmt bei den Letten-Litauern eine Mischung von arischem und finnischem Blut an und glaubt auch bei den Esten an einen germanischen Tropfen. Stavenhagen, Stärke und Maßstab des Deutschtums in den baltischen Provinzen („Grenzboten", 1. Dezember 1915) berechnet die Anzahl der Deutschen bei Kriegsausbruch auf ungefähr 200000, aber ihren Anteil am Grundbesitz auf mehr als die Hälfte und ihren Anteil am beweglichen Kapital als ganz überwiegend.

2) Siehe Stübe, Vom Wesen des russischen Staates, „Das Neue Deutschland", 16. November 1915.

…opa.

…aktisch beseitigt und
…änger der Kläger in
… und die Anklage
…ren Idee an einer

…ion über den Welt-

krieg zuerst klargelegt hat, war kein Geringerer als der Großmeister der neueren deutschen Geschichtschreibung, Karl Lamprecht. In einem Vortrag in Leipzig am 23. August 1914 („Zur neuen Lage") bezeichnet er den Krieg auf der Ostfront als „den letzten Kampf des Germanentums und des lateinischen Slawentums gegen die eindringende östliche Barbarei", und fährt dann fort: „Es zieht sich eine einzige gerade Linie von den Kämpfen gegen Hunnen und Magyaren und Türken bis zu den sich soeben entfaltenden Ereignissen der Gegenwart." In seinen meisterhaften Grundlinien „Deutscher Aufstieg 1750—1914", die kurz nachher herauskamen und eine Menge Auflagen erlebten, kommt er auf diesen Punkt wieder zurück. „Wir Deutschen", sagt er, gehören „ebenso wie die westlichen Slawen (Polen, Tschechen, Südslawen) zu den europäischen Völkern, die mit den geistigen und materiellen Ergebnissen der Kultur Roms aufgezogen worden sind — ohne Zweifel begründet die lateinische Gemeinschaft dieser Kulturen ein besonderes Verhältnis zwischen Westslawen und Deutschen, das nicht zwischen Westslawen und Russen besteht." „Es erübrigt nur noch, zu erfahren," fügt er hinzu, „was diese sehr wichtige Tatsache für eine Bedeutung für die Zukunft Zentraleuropas und vor allem für die Österreichs gewinnen kann."

In dieser Hinsicht hatte schon ein Vierteljahrhundert vorher ein anderer bedeutender Vertreter von Deutschlands geistiger Welt seine Schlüsse gezogen. Um die Jahreswende 1887/88[1]) empfiehlt Eduard von Hartmann, der Philosoph des „Unbewußten", in einigen Aufsätzen, „den russischen Koloß in seine natürlichen Teile zu zerlegen" und die Teile — die Ukraine wird nicht vergessen — an Deutschland und Österreich-Ungarn zu geben, wenn Rußland „in schimärischer Absicht einen Angriffskrieg beginnt".

Ist die Stunde hierzu gekommen? Sicher ist, daß die Ideen Hartmanns und Lamprechts jetzt angefangen haben, in die allgemeine Meinung in Deutschland überzugehen und auf die Auffassung des Kriegs-

1) Später aufgenommen in die Arbeit „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage", 1889.

zieles nach dieſer Seite hin abzufärben. Rohrbach iſt ein beſonders energiſcher Verfechter dieſer Ideen (in ſeiner Zeitſchrift „Das größere Deutſchland", vgl. oben S. 73), und Köhler ſcheint mit ſeinem „Neuen Dreibund" auf das hiſtoriſche Zuſammenwirken zwiſchen Germanen, Weſtſlawen und Mohammedanern in einem politiſchen Umkreis, der auch ohne afrikaniſche Annexe an Bevölkerungszahl 200 Millionen weſentlich überſteigen würde, abzuzielen.[1]) Es iſt der gleiche Schriftſteller, den wir früher ſchon (oben S. 41) das geographiſche Ideal Elbe—Äquator andeuten ſahen. Hier vereinigen ſich geographiſche und kulturelle Faktoren zu dem weiteſten Horizont, der jemals über Groß-Deutſchland ausgeſpannt worden iſt.

Es iſt Zeit, das Ergebnis zuſammenzufaſſen. Die geopolitiſche Unterſuchung entdeckte einen kritiſchen Gürtel zwiſchen dem Indiſchen Ozean und dem Schwarzen Meer, die nationalpolitiſche einen anderen im Donautal, und jetzt zeigt uns die raſſenpolitiſche, daß ſich der letztere über den ganzen Diſtrikt zwiſchen Schwarzem Meer und Oſtſee hin ausſtreckt. Bei dem erſten ſehen wir ethniſche Fragen eine ſekundäre Rolle ſpielen (Armenier, Araber); bei dem letzten können wir etwas Ähnliches für geographiſche Fragen feſtſtellen (die natürliche Grenze der Karpathen, die natürliche Einheit des Weichſeltales). Die Balkanhalbinſel liegt im Zentrum der beiden und wird in gleicher Weiſe von beiden beeinflußt. Darüber hinaus erſtreckt ſich die kritiſche Zone zwiſchen der Linie Weichſelmündung—Böhmerwald—Alpen—Adria im Weſten (B—A auf Karte V) und der Linie

1) In Wirklichkeit könnte man von einem „Vierbund" ſprechen, denn finniſche Völker bilden bei dieſem Zuſammenſchluß ein viertes, nicht unweſentliches Element: rechnet man auch die Bulgaren zu ihnen (ſiehe oben S. 96 Anm.), ſo repräſentiert dieſes Element zirka 20 Millionen (ruſſiſche Finnen 3, Eſten 1, Magyaren 10, Bulgaren 6). Von den übrigen Hauptelementen können wir die Germanen auf über 75 Millionen, die Weſtſlawen auf wenigſtens 70 (mit den Bulgaren ſind ſie mehr als die vorigen), die Mohammedaner in der Türkei und Ägypten auf 40 einſchätzen.

Pejpus—Rokitnosümpfe—Don im Osten (D—C auf Karte V).[1]) Um diese Zone bewegt sich der Hauptkampf an der Ostfront. Im Namen der Rasse hat Rußland Anspruch auf die erstere Grenze erhoben, im Namen der Kultur erhebt Europa — mit Deutschland und Österreich-Ungarn als Verteidigern — Anspruch auf die letztere. Ein Urteil ist schon gefällt: Rußlands Anspruch ist verworfen worden. Jetzt gilt es nur noch, in welchem Grade die Weltgeschichte durch den Krieg Europa zum Recht verhelfen wird.

1) Über die Ostgrenze vgl. Köhler, a. a. O. S. 52. Diese Grenze umschließt 9 Millionen Weißrussen („Weißruthenen" nach Szerer, siehe oben S. 74 Anm.), eine slawische Variante, ein Streitapfel zwischen Polen und Russen wie die Ukrainer dem alten polnisch-litauischen Reich angehörig, siehe den Artikel „Weißrussen und Litauer" in der finnischen Zeitschrift „Nya Argus" 1. Oktober 1915.

V.

Soziopolitiſche Probleme.

Die ſtaatswiſſenſchaftliche Diſziplin, die die Staaten in ihrer Eigenſchaft als Geſellſchaften behandelt — und die ich Soziopolitik zu nennen verſucht habe —, ſtellt gleich den anderen gewiſſe grundlegende Vorausſetzungen für die ſtaatliche Geſundheit auf.

Auf der einen Seite wird Harmonie zwiſchen den einzelnen Geſellſchaftsklaſſen in ihrer Arbeit für das private Wohlergehen innerhalb des ſtaatlichen Rahmens gefordert; auf der anderen Seite wird eine gewiſſe Vielſeitigkeit und innere Ergänzung der einzelnen Erwerbszweige verlangt, ſo daß der Staat in ökonomiſcher Hinſicht im Notfall auf eigenen Füßen ſtehen kann. Das erſtere könnte man Sozialität nennen, in Analogie mit Nationalität, die die Solidarität innerhalb des Volkes, und mit Loyalität, die die Solidarität im Rahmen der geſetzlichen Verfaſſung bedeutet. Für das letztere iſt der Terminus Autarkie, d. h. wirtſchaftliche Selbſtbefriedigung, jetzt allgemein in Anwendung gekommen, ſeitdem der Weltkrieg auch ſehr widerſtrebende Geiſter von der Bedeutung dieſer Angelegenheit überzeugt haben dürfte.

Hierdurch haben wir zwei neue Maßſtäbe für den Zuſtand der Beteiligten vor dem Krieg gewonnen. Wir wenden ſie jetzt nacheinander bei den europäiſchen Hauptkämpfern an, um nachzuſehen, bis zu welchem Grade ſie dazu beitragen können, Klarheit über die Kräfte zu gewinnen, die den Krieg hervorgerufen haben.

Wo eine Spaltung in der Sozialität innerhalb des Staates beſteht — wo der natürliche Gegenſatz zwiſchen den Parteien und Klaſſen ſich unter der Macht auflöſender Kräfte bis zu einer bösartigen Tiefe eingegraben hat, ſo daß der innere Krieg vor der Tür zu ſtehen

scheint —, hat zu allen Zeiten für die Regierungen, als die speziellen Vertreter des Staates, die Versuchung bestanden, die innere Unruhe nach außen hin abzulenken und durch den Krieg einen heilsamen Druck nach innen hin zu schaffen. Die steigende Kultur legt dieser gefährlichen und zweischneidigen Politik eine Fessel an, und man dürfte kaum behaupten können, daß ein Krieg der Gegenwart zwischen Kulturvölkern allein aus solchen Motiven hergeleitet werden kann; aber wenn die Wage schon vorher aus objektiven Gründen unentschieden in der Schwebe steht, so ist es nur verständlich, wenn die Staatsmänner auch diesen Gesichtspunkt in die Wagschale werfen und sie dadurch vielleicht zugunsten des Krieges zum Sinken bringen. Von diesem Gedankengang gehen wir jetzt aus, um den Grad und den Zustand der Sozialität in den großen kriegführenden Ländern zu untersuchen.

Bei einem von ihnen ist man von Anfang an geneigt, der mangelnden Sozialität eine wirkliche Bedeutung als Nebenmotiv zum Kriege beizumessen. Ich meine hier natürlich Österreich-Ungarn. Wo verschiedene Nationen innerhalb eines Staates zusammengeschlossen sind, übernehmen sie ja die Rolle von Klassen und Parteien, gehören also in dieses Kapitel hinein; hier muß der Staat also ihren inneren Kampf als soziale Krämpfe empfinden, und wenn dieser Kampf eine solche Höhe wie in der Donaumonarchie erreicht hat, so könnte es einen nicht wundern, wenn die Staatsmänner schließlich dazu gekommen wären, einen Krieg — oder jedenfalls eine aktive äußere Politik mit dem Risiko eines Krieges — für die einzige Möglichkeit anzusehen, um die Staatsidee aufrecht- und den Staat zusammenzuhalten.

Es verdient besondere Beachtung, daß ein ähnlicher Gesichtspunkt auch für England vor dem Kriege geltend gemacht werden konnte. Wir sind daran gewöhnt, den englischen Staat als einen der festesten auf der Erde zu betrachten. Wer genauer hinsah, hat jedoch in letzter Zeit ernste Zeichen der Ungesundheit wahrnehmen können: um so ernster, als dieser Staat (der auch in dem Punkte von dem

französischen abweicht) weder eine feste Verwaltung als Rückgrat noch einen freien Bauernstand als festen Grund besitzt. Schon der Grubenarbeiterstreik im Jahre 1912 — um von dem Aufmarsch der Suffragetten gar nicht zu sprechen — schien für „something rotten in the kingdom" zu zeugen. Auch äußerte der Bischof Gore von Oxford nach Kriegsausbruch, daß „wir innerhalb des Landes vor dem Ausbruch eines fürchterlichen Klassenkampfes, vor einem Krieg zwischen Kapital und Arbeit stehen" (The war and the church, 1914). Aber die große Prüfung kam erst durch die irländische Frage; und zwar, was besonders zu beachten ist, nicht von seiten der unzufriedenen „Nationalisten", sondern von seiten der Staatstreuen, die sich der Kapitulation der Regierung vor jenen widersetzten.[1]) Carsons Propaganda in Ulster war nichts anderes als ein vor den Augen des Staates organisierter innerer Krieg; und gewisse Vorkommnisse innerhalb des Offizierkorps sprachen noch mehr für eine abnorme Schwachheit bei diesem Staat gegenüber den aufwieglerischen Kräften der Gesellschaft. Wir müssen uns diese Vorkommnisse vor Augen halten, um zu verstehen, daß man in Rußland bestimmte Hoffnungen auf die Teilnahme Englands im Krieg gerade auf Grund der Schwierigkeiten der Regierung in der irländischen Frage setzen konnte. Übersberger teilt in dem deutschen Sammelwerk ein hochinteressantes Zeugnis hierfür mit. Einer der hauptsächlichsten Kriegshetzer, der russische Diplomat a. D. und liberale Panslawist Brantschaninov, bekam nach einem Besuch bei Eduard Grey in London den bestimmten Eindruck, daß die englische Regierung keinen anderen Ausweg aus den Mißlichkeiten

1) Daß jedoch auch der irische Nationalismus England, trotz des Zusammenwirkens zwischen Redmond und der liberalen Regierung, Sorgen bereitet, geht sowohl aus der Agitation Roger Casements und den Maßregeln dagegen hervor (Eduard Meyer, England, Vorwort S. VII ff.) wie aus gewissen Plänen eines deutsch-irischen Verbandes in den Jahren 1911—13, veröffentlicht von Schiemann, Die Achillesferse Englands, 1914; siehe auch Rost, Deutschlands Sieg Irlands Hoffnung, „Der Deutsche Krieg" Nr. 51. Über die irländische Frage siehe „Die Großmächte" S. 94, 99, 115 ff., über die Auflösungstendenzen ebd. S. 108.

der Homerule-Frage sah als den Krieg. „Sie wissen es," sagt er, „aber mit der den Engländern eigentümlichen Heuchelei sprechen sie darüber nicht anders als in freundschaftlichem Verkehr, so daß es sich nicht greifen läßt und nicht, wie naive Leute vom Schlage des Herrn Sassonow es wünschen, indem sie es ihm offiziell auf dem Papier mit Unterschriften und versiegelt überbringen. Und ist es nicht ein eigentümlicher Gedanke," fügt er hinzu, „daß Europa in anderthalb bis zwei Monaten wegen der irländischen Frage einem allgemeinen Kriege entgegengeht!" Dies stand am 28. März 1914 in der russischen Wochenschrift „Novoje Zvjeno" — vier Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges.

Keine Aufruhrbewegungen, wie die Winzerkrisen in den Jahren 1907 und 1911 und die Verkehrsstreike in den Jahren 1909 und 1910, sowie die ganze „syndikalistische" Propaganda bezeugen auch in bezug auf Frankreich einen gefährlich tiefen Stand des sozialen Barometers. Wie stark man innerhalb der nationalistischen Kreise die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen empfand und wie ernst man sich aus der parlamentarischen „Kloake" herausehnte, zeigt Maurice Barrès' „L'âme française et la guerre", 1914; und in der Losung der staatstreuen französischen Jugend: „Nous avons juré de ne désespérer de la patrie"[1] klingt etwas von einem unterdrückten Seufzer der Verzweiflung hinter zusammengebissenen Zähnen mit. Ohne Zweifel begegnen wir hier den Reflexen eines Stimmungsmomentes, das in gewissem Grade dazu beigetragen hat, die Revanche zu beschwingen.

Das feindliche Ausland hat offenbar gewisse Hoffnungen auf den Umstand gesetzt, daß über vier Millionen oder ein Drittel der ganzen Wählermasse zum Reichstag in Deutschland bei der letzten Wahl (im Jahre 1912) sozialdemokratische Wahlzettel in die Wahlurnen legten. Ein so massives Element, das sich offen als staatsfeindlich be-

1) Siehe Gaston Riou, Aux écoutes de la France qui vient, 1913. Über die zunehmende Auflösung in Frankreich vor dem Kriege siehe „Die Großmächte" S. 46.

kannt hatte, mußte allerdings als ein bedenkliches soziales Krankheitsphänomen erscheinen und konnte also als Anreiz für eine ablenkende Kriegspolitik bei den Leitenden gedacht werden. Auf der anderen Seite wirkten hier eine Reihe von Verhältnissen mit, die den Staatsmännern das Recht gaben, dieses Ereignis in weniger beunruhigendem Lichte zu sehen, als die äußere Welt es tat[1]); und einen Zweifel an der Fähigkeit der deutschen Staatsidee, sich gegenüber solchen zentrifugalen Kräften zu behaupten, hat man doch kaum irgendwo ernstlich verspürt.

Bei dieser Untersuchung fehlt noch Rußland, und hier brauchen wir uns nicht lange umzusehen, um ein positives Resultat zu entdecken. Es ist die Furcht der leitenden Kreise vor einer zweiten Revolution. Schiemann (Glossen) berichtet, daß eine sehr zuverlässige Persönlichkeit in einflußreicher Stellung ihm schon im Oktober 1913 mit großer Bestimmtheit von einem nahe bevorstehenden Ausbruch erzählt habe. Nach 1909 glaubt Alexinsky (Modern Russia, 1913) ein neues Steigen der revolutionären Flut konstatieren zu können. Viele Faktoren wirken hier mit, und es ist nicht möglich, die Stunde des Ausbruches zu berechnen; aber die leitenden Kreise haben mit Recht damit gerechnet, daß dieser Vulkan keineswegs erloschen war. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die Rücksicht auf den inneren Zustand des Staates für Rußland ebenso wie für

1) Siehe „Die Großmächte" S. 68. Während des Krieges hat sich dieser Optimismus vollkommen bewahrheitet; es hat sich gezeigt, daß Volmar nicht falsch gezeugt hat, als er im August 1912 versicherte, daß die Sozialisten nicht die letzten und die schlechtesten sein würden, wenn es wirklich die Verteidigung des Vaterlandes gelte. — Daß man also beim Ausbruch des Krieges das eigene Volk in dem Gefühle, daß es jetzt Notwehr und nichts anderes gelte, zusammenzuschließen vermochte, ist ein Triumph der verketzerten deutschen Diplomatie, der wohl ihre mangelnden Erfolge nach außen hin überwiegen dürfte. Auf der anderen Seite wäre das nicht ohne die vorhergehende Sozialpolitik des Staates während des letzten Vierteljahrhunderts — diese „soziale Fürsorge", die die einzig richtige politische Hygiene gegen revolutionäre Bazillen ist — möglich gewesen.

Österreich ein wirkliches Motiv dazu war, das große Abenteuer zu wagen — und für Rußland noch mehr als für Österreich, da die ganze Struktur des russischen Staates diesen für die Versuchung, zu so primitiven Methoden zu greifen, besonders empfänglich macht.

Die Untersuchungen über die Sozialität haben einige Beiträge zu den Problemen des Weltkrieges geliefert, die in gewisser Hinsicht nicht ohne Bedeutung, aber immerhin zweiten Ranges sind. Wenn wir jetzt unsere Aufmerksamkeit den Forderungen der Autarkie zuwenden, werden wir wieder in das Zentrum der primären und positiven Kriegsmotive gelangen.

Die Autarkie ist ein Parallelphänomen zu der Politik der „geschlossenen Interessensphären", der wir im Kapitel über die Geopolitik begegnet sind. Man spricht von ihr auch als von einem „Neumerkantilismus". Sie ist also eine ziemlich neue Erscheinung in der Geschichte. Als ich in der ersten (schwedischen) Auflage der „Großmächte" im Jahre 1905 diesen Punkt als ein Gesetz im modernen politischen Leben hinstellte, begegnete ich nur wenig Verständnis; die „Manchesterlehre" vom Freihandel saß noch an zu vielen Stellen unerschütterlich fest, und es war sehr erklärlich, daß solche traditionelle Vorstellungen den Blick für die Bedeutung einer Strömung trübten, die in Wirklichkeit eine direkte Opposition gegen sie bildet. Die Autarkie, oder die Fähigkeit aus den eigenen natürlichen Quellen des Landes die wesentlichen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, ist ja ihrem eigenen Begriffe nach eine solche nationalistische Reaktion gegen das kosmopolitische Freiheitsideal, das darin besteht, daß man ohne Rücksicht auf die Reichsgrenzen die Waren da kauft, wo man sie am billigsten haben kann. Wir werden auch sehen, daß der Weltkrieg in einem seiner entscheidenden Punkte gerade ein Kampf für das Freihandelsideal gegen diese nationalistischen Strömungen in der wirtschaftlichen Politik ist. Aber zunächst empfiehlt es sich, die autarkischen Forderungen direkt zu studieren und zu

untersuchen, wie stark sie ihrerseits die Gegensätze vertieften, die wir schon auf dem geo- und ethnopolitischen Gebiet klaffen sahen.

Bei einer solchen Betrachtung fallen Frankreich und Österreich-Ungarn weg, da beide Mächte in dieser Hinsicht nichts besonders Bemerkenswertes bieten, und der Blick richtet sich allein wieder auf die drei Hauptparteien, auf die leitenden Willen des Weltkrieges: Deutschland, Rußland und England.

Die Entwicklung hat nun gezeigt, daß Deutschland in hervorragendem Maße Quellen in sich selbst besitzt, um die wirtschaftlichen Lasten zu tragen, die ihm durch eine beinahe vollständige Blockade auferlegt wurden. Nur eine unerhörte Anspannung aller Kräfte, ein Reichtum an technischen Erfindungen von höchster Art im Verein mit einer wachsamen Fürsorge des Staates und einem nahezu unbegrenzten Opferwillen des Volkes hat dies überraschende Ergebnis möglich gemacht. Dieses Verhältnis gestattet daher keine Rückschlüsse auf die Intentionen der deutschen Politik vor dem Krieg. Es mag wahr sein, was Hintze sagt, daß „wir in Anbetracht unsrer ungemein schwierigen Lage uns gar nicht übel befanden"; die schwache Entwicklung der Auswanderung zeigt auch, daß eine eigentliche Übervölkerung noch nicht existierte. Aber der Staatsmann kann nicht bei dem Gegenwärtigen stehen bleiben, er muß in die Zukunft schauen. Da muß schon der rasche Fortschritt der Industrialisierung ihm gebieterisch ans Herz legen, daß er für die Sicherung jenes Marktes sorgt, auf dem Rohwaren erhalten und Fabrikate abgesetzt werden können, so daß die arbeitende Bevölkerung daheim für ihren Lebensunterhalt sichergestellt ist. Dazu kommt der Gedanke an den großen jährlichen Zuschuß an Menschen, an die 800000, für die das Vaterland in naher Zukunft zu eng werden muß. Erst diese Gesichtspunkte vermögen den richtigen Hintergrund für die imperialistische Politik abzugeben, vermittels deren Deutschland, wie wir sahen, aus den Mißlichkeiten seiner eingeklemmten Lage herauszukommen versucht.

Hierbei soll jetzt ein für allemal festgestellt werden, daß die offi-

zielle deutsche Regierungspolitik im ganzen bei dem Programm des ausgehenden 19. Jahrhunderts, d. h. bei dem der „offenen Tür", stehengeblieben ist. Darauf zielte das Kaiserwort über dem Eingang zu dem deutschen Seefahrtspavillon auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1900 ab: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!"; und wir begegnen ihm zuletzt in der Arbeit von Hettner über „Die Ziele unserer Weltpolitik" aus dem Jahre 1915 wieder. Dieses Deutschland nimmt die Bedingungen an, wie sie vorliegen, d. h. den engen Raum daheim, der durch den Ozean vom Kolonialreich getrennt ist; sein Ziel ist, das Kolonialreich so groß wie möglich zu machen und zugleich die Flotte so stark werden zu lassen, daß der Herr des Meeres nicht wagt, den Handelsverkehr zu stören, weil er befürchten muß, bei einem kriegerischen Zusammenstoß sich selbst vor der übrigen Welt zu schwächen (der „Risikogedanke"). Dieses Marineprogramm enthält keine direkte Herausforderung[1]), aber auch keine wirkliche Garantie; es stellt sich auf Englands eigenem Gebiet, dem Meere, ein und lebt von dessen Auffassung über dieses Risikomoment. Unter solchen Verhältnissen fällt auf das kontinentale levantische Programm (Berlin—Bagdad), von dem die Politik der „geschlossenen Interessensphäre" in der Geschichte Deutschlands ausgeht, ein anderes Licht. In gewisser Hinsicht ist dies ein konkurrierendes Programm. Es erblickt Deutschlands Zukunft auf dem Land. Es geht dabei von einer Statistik aus, die zeigt, daß der Handel auf dem Festland Deutschlands natürliches Monopol ist, während der Ozeanhandel das Eng-

1) Mit vollem Recht bemerkt Max von Gruber „Krieg, Frieden und Biologie" (Rede am 28. Mai 1915, S. 7ff.), daß dieses Marineprogramm „ein Beweis für das ernstliche Bestreben unseres Kaisers und unserer Reichsregierung, allen kriegerischen Machtkämpfen auszuweichen, ist, ein Beweis dafür, daß Deutschland an den Besitzverhältnissen auf dem europäischen Festlande nicht rütteln, daß es sich mit dem engen Lebensraume, der ihm in Europa vergönnt ist, begnügen wolle; es war der Ausdruck der Hoffnung, daß die Meere und die Handelsgebiete groß genug seien, daß auch kolonisierbares Land in Übersee noch in solchem Überfluß vorhanden sei, um auch uns neben England Platz an der Sonne zu gewähren".

lands bedeutet.[1]) Es geht also dem großen Konkurrenten gewissermaßen aus dem Weg und setzt eine Art Teilung mit ihm auf dem Weltmarkt voraus: zugleich will es auf ganz wirksame Art „die Unzulänglichkeit des deutschen Wirtschaftsreiches" (Mehrmann) ausgleichen.

Natürlich besteht zwischen den beiden deutschen Zukunftslinien kein feindlicher Gegensatz, wir haben die offizielle Politik auf der kontinentalen Linie arbeiten sehen, und die Vertreter dieser Politik wollen sicher die maritime Entwicklung nicht hintanhalten. Beide gehören aufs engste im „Welthandelreich der Wilhelminischen Zukunft" (Mehrmann) zusammen. Aber wir müssen die verschiedene Färbung der beiden Richtungen beachten, wenn wir jetzt daran gehen, uns einen festeren Begriff von dem geopolitischen Zukunftsbild Berlin—Bagdad zu bilden.

Wir haben gesehen, daß dieses Bild aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus entstanden ist und nach einem großen solidarischen „Produktions- und Konsumtionsgebiet" strebt (oben S. 35). Hierbei soll der deutsche Industriestaat mit dem türkischen Agrarstaat verbunden werden und in einem größeren Zirkel um den österreichischen Industrie- und den ungarischen Agrarstaat zu einer Welt für sich mit nahezu unbegrenzten Möglichkeiten zur Autarkie werden. Von Klein-

1) Siehe Mehrmann a. a. O. S. 22 f. Für das Jahr 1909 berechnete er den deutschen Festlandshandel zu 8,238 Millionen Mark, gegen 6,862 für den Überseehandel; von der ersteren Summe fallen wieder 3,213 auf den mitteleuropäischen und vorderasiatischen Handel gegen 1,893 auf den mit Rußland und 976 auf den mit Frankreich (nebst Kolonien). Andere in der gleichen Arbeit mitgeteilte Ziffern zeigen, daß England in der Konkurrenz auf dem europäischen Festland immer mehr zurückgeht und Deutschland ebenso im Überseehandel hintanbleibt. — Es ist bemerkenswert, daß auch die anderen großen Imperien zwischen zwei großen Zukunftsprogrammen hin und her balancieren: so England zwischen der föderativen Konzentration und der reinen Expansion (siehe unten S. 117—120), Rußland zwischen dem europäischen Programm im Zeichen des Panslawismus und einem asiatischen (siehe oben S. 87 u. Anm), Japan zwischen einem kontinentalen und einem maritimen („Die Großmächte" S. 194 f.).

asien aus kann Deutschland also seine ganzen Bedürfnisse sowohl für Fabriken wie für Menschen im Frieden wie im Krieg vollauf decken: Baumwolle erhält es von Adana (in Zukunft noch mehr von Mesopotamien und eventuell von Ägypten), Kupfer von Argana-Maden, Kohle von Eregli, Petroleum von Arbela, Getreide von ganz Anatolien. Selbst liefert es Fabrikwaren und Kapital (nach Grothe schon vor dem Kriege 800 Millionen) und vielleicht auch Kolonisten; schon 1868 kamen solche nach Palästina, wo sie blühende Farmen gründeten. Die deutsche Arbeit folgt auch der Spur der Bagdadbahn in reichem Umfange. Wie immer marschieren hier die Banken an der Spitze „als Führer für die Unternehmungen der Nation" (Siemens). Die Deutsche Bank hat selbst bedeutende Bewässerungsarbeiten bei Konia im Jahre 1907 (50000 ha) und bei Adana auf der ziliziſchen Ebene im Jahre 1910 (500000 ha) unternommen. Aber schon im Jahre 1899 tat sich die „Deutsche Palästinabank" ausschließlich für levantische Geschäfte auf, wobei sie nach 1908 in gewissem Grade mit der „Deutschen Orientbank" konkurrierte; und seitdem sich die beiden Banken im Jahre 1914 vereinigt haben, arbeitet das deutsche Kapital jetzt mit nicht weniger als zehn Filialen in Anatolien und sieben in Ägypten.[1]) Unterdessen eröffnete die „Hapag" im Jahre 1906 eine regelmäßige Verbindung zwischen Deutschland und der Persischen Bucht. Auch auf dem Gebiete der geistigen Arbeit hat sich Deutschland, mit der Errichtung von Krankenhäusern und Schulen, eingestellt, obwohl es in dem letztgenannten Punkt, neben 550 französischen, 400 englisch-amerikanischen, 50 russischen und ebenso vielen italienischen Schulen, die Zahl 25 nicht überstiegen haben soll (Köhler). Es ist klar, daß der Krieg — der gerade jetzt im Begriffe ist, zwischen den fernsten Kontrahenten für den großen wirtschaftlichen Zusammenschluß die Tür hoch und den Weg breit zu machen — auch in dieser Hinsicht zum Vorteil des starken deutschen Bundes-

1) Siehe hierüber Hoffmann, Deutsche Banken in der Türkei, im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Oktober 1915. Über die deutschen Kolonisten siehe Huber in „Das größere Deutschland" vom 30. Mai 1914.

bruders und des den Türken willkommenen „Alemanlys" mitwirken wird.

Man sieht, daß das Verhältnis zwischen dem deutschen Patron und dem türkischen Klienten rein handelspolitisch gewissermaßen dem Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie entspricht; denn die Aufgabe der Kolonie ist es gerade, das Mutterland mit Rohwaren im Austausch gegen Manufakturen zu versehen. Anders stellt sich das Problem zwischen Deutschland und Österreich, da letzteres schon eine entwickelte Industrie hat, der Ungarn in gewissem Grade als Kolonie dient; hieraus erklären sich die Mißhelligkeiten der Union, die für das Jahr 1918 eine Auflösung ihrer Zollgemeinschaft in Aussicht gestellt hatte. Der Weltkrieg hat jetzt die Voraussetzungen für diese Abmachungen geändert und die Frage einer intimeren Handelsgemeinschaft nicht nur zwischen den zwei Unionsländern, sondern auch zwischen den zwei Kaiserreichen vollkommen aktuell gemacht. Daß noch viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu schaffen sind, bevor der Gedanke verwirklicht werden kann, übersieht niemand; aber ebenso klar ist es für jeden, daß die Verbrüderung durch ein großes, gemeinsames Geschick Ergebnisse für die Zukunft in dieser Richtung mit sich bringen und damit die Stellung „Mitteleuropas" in der kommenden Zeit noch weiterhin kräftigen wird.[1])

1) Da die Frage der Organisation dieses Mitteleuropa eher zu den Problemen des kommenden Weltfriedens als zu denen des Weltkrieges gehört, mögen hier nur einige Andeutungen in bezug auf den jetzigen Stand der Diskussion Platz finden. Ganz abweisend verhält sich der ganzen Frage gegenüber Gothein, Europäische Zollunion als Siegespreis: „Österreichs Aufgabe und Zukunft liegt an der Donau und auf dem Balkan, die unsere auf dem Wasser" („Die Hilfe" vom 29. Oktober 1914, S. 719). Besonders skeptisch sind auch Diehl, Zur Frage eines Zollverbündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, 1915, und Schumacher, Die Hauptaufgabe der deutschen Handelspolitik nach dem Kriege („Das neue Deutschland" vom 16. Oktober 1915). Auch diese Pessimisten scheinen jedoch mit ihrer Kritik überwiegend nur die reine Zollunion zu meinen, während ein „mitteleuropäischer Wirtschaftsverband" mit Vorzugszöllen ihren Voraussetzungen nicht

Wir wenden uns in der Untersuchung nun zu Rußland. Bisher hat auch Rußland im großen und ganzen Deutschland gegenüber, das nahezu ein Dritteil seines gesamten Exportes entgegengenommen und vollauf die Hälfte seines Importes geliefert hat, die Rolle einer Kolonie gespielt. Für Rußland bedeutet die Autarkie also in erster Linie die Konzentration innerhalb der eigenen Grenzen, wo die Natur Befriedigung aller Art bietet, und nicht Ausdehnung über die Grenzen hinaus. Worauf es hier besonders ankommt, ist die Errichtung einer russischen Großindustrie auf dem von Witte gelegten Grund. Hierin aber hat man sich durch den Handelsvertrag mit Deutschland aus dem Jahre 1894 behindert gefühlt, und besonders durch dessen revidierte Auflage aus dem Jahre 1904, von der in der Duma gesagt wurde, daß diese Transaktion vielleicht noch unglück-

---

im gleichen Grade widerstreitet (vgl. Naumanns Nachschrift zu Gothein a. a. O.). Eine solche Lösung scheint auch die Majorität für sich zu haben, wie Julius Wolf in „Das neue Deutschland" vom 16. Oktober 1915, S. 13, bezeugt; siehe ferner van der Borght, Vorzugszölle oder Zollgemeinschaft mit Österreich-Ungarn, im gleichen Hefte S. 20 ff. Die Vertreter der reinen Zollunion sind vor allem J. Wolf, Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollverband, 1915, und Philippovich, Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, 1915. Der letztere — der schon 1900 bei einer Versammlung von Fachmännern zur Vertretung dieses Gedankens den Vorsitz führte — hat, nach ähnlichen Überlegungen, in Wien im Juni 1915 (zusammen mit anderen hervorragenden Gelehrten und Politikern) eine „Denkschrift" herausgegeben, wo ein solcher „Wirtschaftsbund" (auf 25 Jahre) zusammen mit einem Wehrverband und einem politischen „Bündnis" zwischen den beiden Kaisermächten gefordert wird. Hiermit stehen wir auf der breiteren Basis von Franz von Liszts Mitteleuropäischem Staatenverband, 1914, und Fr. Naumanns Mitteleuropa, 1915; nach Grabovsky („Das Neue Deutschland" vom 27. Februar 1915, S. 133) die erwartete Synthese zwischen der Einheit des alten römischen Reiches und der vollständigen Trennung des Jahres 1866. Zu den handelspolitischen Fragen vgl. ferner die Deutschen Hermann Losch, Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock, 1914, und Jastrow, Die mitteleuropäische Zollannäherung, 1915, die Artikelserie des Österreichers Rafael Pacher in „Deutsch-Österreich", 1915, sowie den Ungarn Palyi, Deutschland und Ungarn, 1915.

licher als der Japanische Krieg gewesen sei.[1]) Somit hat das Handelsverhältnis, auch ohne direkte Konkurrenz, eine neue Kluft zwischen den beiden großen Mächten aufgetan.

Wie intensiv das Gefühl, daß Rußland in einer erniedrigenden Abhängigkeit von der deutschen Industrie gestanden habe, in Wirklichkeit war, hat man aus der unerhörten Arbeit sehen können, die seit 1911 auf die Revision des Handelsvertrages in Rußland verwendet wurde. Obwohl dieser Vertrag nicht vor 1917 abläuft, ist hier eine unendliche Reihe von Kommissionen und Komitees, sowohl des Staates wie einzelner Gesellschaften, ans Werk gegangen (Leites). Während des Krieges haben die wirtschaftlichen Kreise auch zu den unversöhnlichsten gehört. Man versteht solche Gefühle besser, wenn man sich daran erinnert, daß sich Rußland gerade jetzt mit einer großartigen Agrarreform beschäftigt, die eine wesentliche Steigerung seiner landwirtschaftlichen Produktion verspricht; diese Produktion begehrt jetzt leichtere Absatzmöglichkeiten in Form von herabgesetzten deutschen Grenzzöllen; hierdurch aber gerät sie in direkten Konflikt mit der deutschen Landwirtschaft, die sich schon jetzt für zu wenig geschützt hält. Und der ganze Konflikt kann durch die gleichzeitige Forderung der russischen Industrie nach einem besseren Schutz gegen die deutsche nur noch verschärft werden.

Aber die handelspolitische Spannung zwischen Rußland und Deutschland ist damit noch nicht erschöpft, daß das erstere glaubt, Deutschland stehe seiner Autarkie im Wege. Auch der russische Reichshaushalt unterliegt in einer Hinsicht dem Zwange der Expansion: er braucht Ausfuhrwege. Aber dabei stößt er wieder mit dem Nachbarn

1) Dieser „falschen Vorstellung" von dem „aufgezwungenen Handelsvertrag" aus dem Jahre 1904 hat Rußland jetzt die Loyalität einer sozialdemokratischen Gruppe zu danken, gemäß dem Artikel eines Russen „Rußland und der Weltkrieg" in der „Internationalen Rundschau" vom November 1915, S. 421, 424. Vgl. ferner zu diesem Thema Konstantin Leites, Russische handelspolitische Strömungen, im „Weltwirtschaftlichen Archiv" vom Januar 1914, S. 169 ff.

zusammen. Hier finden wir die wirkliche Lösung des Rätsels, warum Rußland zu den Dardanellen vordringen will; man kann diese Forderung in ihrem vollen Ernst nicht verstehen, wenn man sie nicht mit der Tatsache zusammenhält, daß der Getreideexport die Grundlage für Rußlands ganze Zahlungsbilanz und den damit zusammenhängenden Kredit in der Welt ist, und daß zwei Drittel dieses Exportes den genannten Weg nehmen müssen, weil die Produktionsgegenden vor allem in der Ukraine liegen. Hieraus ersehen wir auch die unerhörte Bedeutung der Ukraine im russischen Reichshaushalt; sie repräsentiert im ganzen ein Drittel der gesamten Kornproduktion und des Viehreichtums des Landes, zwei Drittel von seinem Eisen, vier Fünftel von seiner Kohle und fünf Sechstel von seinem Zucker (Rydnycky). Sowohl die Ukrainefrage wie die Dardanellenfrage erhalten also erst durch die wirtschaftliche Politik ihr rechtes Licht.[1])

Schließlich darf man auch nicht übersehen — was Rohrbach besonders betont (zuletzt in „Rußland und wir", 1915) —, daß das panslawistische Eroberungsprogramm für die Masse der Bauern

1) Das Verhältnis wird mit großer Offenheit und Klarheit in Mitrofanoffs offenem Brief (siehe oben S. 12) entwickelt: „Für Rußland ist die Balkanfrage kein guerre de luxe, kein Abenteuertraum von Slawophilen; ihre Lösung ist eine unzweifelhafte wirtschaftliche und politische Notwendigkeit. Das ganze Budget Rußlands basiert auf dem Export nach dem Ausland; wird die Handelsbilanz passiv, so ist die russische Schatzkammer bankrott, indem sie nicht in der Lage sein wird, ihre enorme auswärtige Schuld zu verzinsen. Und zwei Drittel von diesem Export gehen durch die südlichen Häfen und somit durch die beiden türkischen Sunde. Ist dieser Ausgang versperrt, so stockt der ganze russische Handel, und die wirtschaftlichen Folgen werden unberechenbar. Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustand ein Ende machen, da eine Großmacht, wie Rußland, ihre Existenz nicht auf Zufälligkeiten und fremder Willkür aufbauen kann." — Auch die russische Industrie, deren Sitz Polen ist, hat dazu beigetragen, die Stellung gegen Deutschland durch ihren Druck in der Richtung gegen die Weichselmündung, die ihr natürlicher Ausgang zum offenen Weltmarkt ist, zu verschärfen. Siehe Diz, Der Weltwirtschaftskrieg, 1914, S. 4.

dadurch einen so süßen Geschmack bekommen hat, daß man es mit jener Losung gezuckert hat, die für den russischen Bauern das Ende aller Sorgen und alles Kummers in sich schließt: „mehr Erde". Draußen in der Welt, auf dem Boden des verhaßten deutschen Fremdlings („njemzy") wird der Muschike Befriedigung für seinen Landhunger finden — das ist der reale Inhalt der großen slawischen Idee für den gemeinen Mann.

Auf verschiedene Arten ist also die russische Expansionsidee bei Regierung und Volk durch wirtschaftliche Gesichtspunkte befruchtet worden. Das große Eroberungsprogramm hat hierdurch ohne Zweifel Saft und Kraft bekommen. Aber als primus motor tritt dieser Faktor keineswegs in einem Staate auf, der selbst so wenig wirtschaftlich entwickelt ist und im Grunde so gut für das Volk ausreicht. Wenn die Handelspolitik die erste Rolle spielen soll, dann muß es sich um einen Staat handeln, der in erster Linie von ihr lebt. Und einen solchen Staat gibt es: England.

Wir sind England in seiner Kampfstellung gegen Deutschland nicht mehr begegnet, seitdem wir das geopolitische Kapitel verlassen haben. Da kreuzten sich die Wege der beiden auf der Außenseite des deutschen Levanteprogramms. Wir haben jetzt gesehen, daß hinter Deutschlands Weg eine sozialpolitische Notwendigkei lag; verhält es sich ebenso mit dem Englands? Die Antwort muß hier verneinend ausfallen. Die Triebfeder in dem Bestreben Englands, Indien und Ägypten in seiner Interessensphäre zusammenzuschließen, ist mehr militärischer als wirtschaftlicher Natur; man bezweckt den Zusammenhalt und die Sicherung des Reiches, aber nicht seine Autarkie. Diese Autarkie besitzt England schon ohnedies durch seine Seeverbindung mit den bestehenden Kolonien. Es fehlte nur noch eine Organisation, so daß Mutterland und Kolonien einen unmittelbaren Ring für innere Produktion und Konsumtion bilden. Das autarkische Problem ist somit für England wie für Rußland in erster Linie ein Heimat- und Konzentrationsproblem. Die ganze Welt weiß auch, daß die Lösung dieser Frage auf der Tagesordnung der jüngsten

Zeit stand: sie ist Chamberlains großer Gedanke seit 1903, „the commercial union“ zwischen dem Mutterland und seinen selbständigen Tochterkolonien zu einem föderativen „British Empire“. Um diesen Grundsatz hat sich auch die englische Rechte mehr oder weniger entschlossen geschart.

Im Grunde ist das ein Friedensprogramm. Es läßt auch Deutschland Platz auf der Welt. England mit Kanada, Australien und Südafrika braucht die Kreise von Deutschland, Österreich, den Balkanstaaten und der Türkei nicht zu stören. Zwei große Interessengebiete, jedes von ihnen in autarkischer Harmonie, scheinen sich hier friedlich nebeneinander abzugrenzen — und neben ihnen „Panamerika“ als drittes gleichwertiges Gebiet.

Die Sache hat aber von englischer Seite den Haken, daß das Programm Englands eigenen Übergang vom Freihandel zum Zollsystem notwendig macht, mit allen daraus folgenden Konsequenzen für den Lebensunterhalt des gemeinen Mannes; denn ein gemeinsames Zollsystem ist eine Voraussetzung, ohne die die verschiedenen Regierungen innerhalb des britischen Reiches einander nicht bevorzugen und die äußere Konkurrenz nicht ausschließen können. Dieser Bruch mit den Überlieferungen des Freihandels und diese praktische Folgerung haben die englische Linke bis jetzt daran gehindert, sich dem Programm anzuschließen. Auf der anderen Seite durfte es nicht mehr so weiter gehen, wie es ging, denn der Handelswettbewerb Deutschlands (ebenso wie der der Vereinigten Staaten) zeigte alle Neigungen, Altengland über den Kopf zu wachsen.[1]) Daher mußte sich auch die Linke mit

1) Kiliani, Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz, 1915, bemerkt, daß diese Gefahr mehr eingebildet als wirklich war: England, dessen Schwerpunkt jetzt mehr auf dem Geld- als auf dem Handelsmarkt liegt, war nie reicher als im Jahre vor dem Krieg (S. 28). In derselben Richtung äußert sich Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern“, November 1915. Ein solcher Standpunkt ist im Grunde der gleiche wie der, von dem aus man alle expansiven Gedanken von Deutschlands Seite abgewiesen hat, indem man sagte, daß dieses es ohnehin schon gut genug hatte (siehe oben S. 109): eine allzusehr auf die Gegenwart beschränkte Perspektive. Über das Verhältnis zwischen den

einem neuen Programm verständigen, um die Hegemonie des Reiches auf dem Weltmeer und Weltmarkt zu sichern.

Schon in meinem Buche „Die Großmächte" (S. 122) habe ich die Ententepolitik als dieses Programm der englischen Linken, als ihre Alternative zum „Empire" bezeichnet. Sie bewahrt alte Traditionen auch darin, daß sie Englands Zukunft unmittelbar im Verderben des Gegners sucht. Ein Geschäft kann auf zwei Arten aufrechterhalten werden: durch eigene Entwicklung oder durch Schwächung des Konkurrenten. Das erstere ist die fortschrittliche, das letztere die konservative Linie. Durch eine Ironie der Geschichte entwickelten sich die Dinge in England jetzt so, daß die Rechte eher die fortschrittliche und die Linke die konservative Linie wählte. Daß die letztere zugleich die kriegerische werden mußte — daß die Linke also nach einem gewissen Gravitationsgesetz zu den alten brutalen Methoden der englischen Expansion zurückkehrte —, wurde schon in dem Buche „Die Großmächte" vorausgesehen und macht nur die Verwirrung zwischen den englischen Parteien noch auffallender.

Auf der anderen Seite darf man diesem Gegensatz der Parteien nicht größere Ausdehnung zuschreiben, als wir es oben bei dem Gegensatz zwischen den beiden Linien in der deutschen Expansionspolitik getan haben. Im Grunde treffen sich auch die englischen Linien als zwei Wege zu ein und demselben Ziel. Die Rechte — die selbst das Ententeprogramm (mit Frankreich 1904) vom Stapel ließ — konnte natürlich nichts gegen eine Schwächung des Feindes haben, während sie zugleich die Ausgangsstellung stärken wollte; und was die Folgen anbelangt, so gehört eine aktive Politik zu den besonderen Überlieferungen dieser Partei. Im Grunde muß ja auch die Autarkie auf eigenem Boden jenem als ein zu niedriges Ideal erscheinen, der „Pantarkie" — Kontrolle über die Welt — verlangt. Chamberlains Programm ist defensiv, es liegt in ihm ein Bewußtsein der Schwäche, das bei diesem stolzen Volke noch keine Gewalt über die

kapitalistischen und industriellen Erwerbsquellen siehe „Die Großmächte" S. 102; ferner Jakob Rießer, England und wir, 1914.

allgemeine Meinung gewonnen hat; die Politik, die in den Weltkrieg ausmündete, iſt die des geborenen Herrenvolkes, deſſen Wille zur Macht keine anderen Grenzen kennt als allein die unſeres Planeten.

Hiermit iſt noch nicht geſagt, daß eine derartige Politik, die, den von der Geographie gewieſenen Richtlinien folgend, Deutſchlands „Einkreiſung auf drei Seiten anſtrebte, von Anfang an den Krieg bezweckte. Es war ganz genug, wenn man auf diplomatiſchem Wege Deutſchland in ſeinen Entwicklungsmöglichkeiten beſchneiden konnte. Ruedorffer hat uns gelehrt, welche Rolle „Kalkul" und „Bluff" in der Weltpolitik unſerer Zeit an Stelle der robuſten Mittel ſpielen. Nun liegt die Sache ſo, daß der levantiſche Zuſammenhang Deutſchlands Konkurrenzkraft weſentlich ſtärken würde; daher muß es England am Herzen liegen, das zu verhindern; ſeine Aufgabe an dieſem Punkt iſt negativ, es verlangt Meſopotamien und Arabien weniger um ſeiner ſelbſt willen, als um für Deutſchland eine Kraftquelle zu verſtopfen. Hätte man nun durch einen großen Bündnisapparat oder durch „dilatoriſche" Verhandlungen Deutſchland zum Nachgeben bringen können, ſo wäre das natürlich das beſte geweſen. Da aber die Entwicklung nun einmal auf den Krieg zuſteuerte, da Rußland und Frankreich bereit waren, ſo konnte England eine ſo unerhörte Konjunktur nicht aus ſeinen Händen gleiten laſſen — ſeine Schiffskanonen mußten von ſelbſt anfangen zu ſprechen.

Wir müſſen uns hier klar vor Augen halten, was ein Sieg für England bedeuten würde. Keine Buchhalter-Anſichten über Gewinn oder Verluſt auf einzelnen Märkten können folgendes verſchleiern: ein Sieg würde vor allem die Bewahrung des Freihandels mit all ſeinen Begleiterſcheinungen bedeuten; er würde ferner bedeuten, daß England in abſehbarer Zeit keinen Mitbewerber auf dem Meere mehr zu ſehen brauchte, keinen, der ihm die Herrſchaft über den Ozean ſtreitig machen könnte. Aber über die Meere geht ja von alters her der Weg zu den Märkten und Ländern, der

Herr des Meeres ist am ehesten befähigt, der Herr der Erde zu werden; in letzter Linie gilt es also, vom Standpunkte Englands aus, den alten Traum der Puritaner über eine gefährliche Krise hinüberzuretten — das Gottesreich auf Erden unter englischer Flagge zu verwirklichen ...

Zum zweiten Male begegnen wir hier dem Welteroberungsgedanken in der Ursachenverkettung des Weltkrieges. Auf beiden Seiten von Deutschland wurde er geträumt, und die Träumer vereinigten sich in der Hoffnung auf Deutschlands Vernichtung. Man hat sich über die englische Politik, die in das russische Fahrwasser hineinsteuerte, gewundert; auch rein kulturell kann man wohl eine solche Alliance als Mesalliance bezeichnen, und wir können leicht sowohl die zweifelnden Stimmen daheim auf der Insel wie auch den deutschen Vorwurf verstehen, daß England nicht nur die Dardanellen, sondern ganz Europa Rußland ausgeliefert habe (Schiemann, Die Achillesferse). Zu einer wirklichen Einsicht über den verwickelten Zusammenhang der Krise erübrigt es aber, sie noch unter dem Gesichtswinkel zu betrachten, der für englische Augen als der natürliche erscheinen muß.

England verspürt kein besonderes Verantwortungsgefühl für Europa. Es ist schon längst aus der spezifisch europäischen Bühne heraus- und über sie hinausgewachsen. In Europa besteht Englands Interesse vor allem einzig und allein darin, daß keine Macht allzu stark aus dem Gewimmel der Kleinstaaten herauswächst; es ist das Interesse, das eine große Firma daran hat, nur von kleinen Firmen umgeben zu sein — wir können das ruhig sagen, nachdem die „Times" selbst am 8. März 1915 die Maske hat fallen lassen. Rußland aber ist, vom englischen Gesichtspunkt aus, d. h. in wirtschaftlicher Hinsicht, nur ein Kleinstaat, wie groß es auch an Umfang wachsen mag: auf der See und dem Markt kann es ja nicht gefährlich werden! Es handelt sich hier nicht darum, ob die Berechnung richtig ist; es genügt festzustellen, daß sie englisch ist und sein muß. Englands Interessengebiet ist die ganze Erde, die planetarische Bühne, die es selbst

im Grunde geschaffen hat und in die Europa als eine verbrauchte Lokalbühne hineingehört. Was macht es da, daß Rußland auf der kleinen Bühne einen breiteren Raum bekommt[1]), wenn England zugleich seine Vorherrschaft auf der großen befestigt! Auf dieser Bühne spielt Amerika eine größere Rolle als Europa: Amerika, wo der angelsächsische Bruder wohnt, zusammen mit Kanada, der ältesten Tochter mit der größten Mitgift; wir können das schon in „Statesman's Yearbook", dem offiziösen englischen Weltkalender, sehen, wo die Vereinigten Staaten gleich nach dem Britischen Reich behandelt werden, bevor die europäischen und übrigen Staaten in alphabetischer Ordnung an die Reihe kommen. Man darf annehmen, daß Indien, der Kern des Reiches, dann die nächste Stelle in Englands Interesse einnimmt; so kommt Europa erst in dritter Linie. Das ist kein Tadel; ebensowenig wie es ein Lob für Deutschland ist, daß es mit Europa solidarisch ist. Es sind einfache Forderungen und klare Konsequenzen der geographischen Tatsachen, die auf der einen Seite Deutschland ein für allemal an den europäischen Kontinent gefesselt, auf der anderen Seite England davon ausgeschieden haben. Aber für eine richtige Auffassung von der großen Welt, in der wir leben, ist es nötig, solche Axiome der Karte und der Geschichte entsprechend zu würdigen; denn in ihnen findet man zuletzt die Wahrheit, wenn man alle anderen Zeugnisse als nicht stichhaltig befunden hat.

Somit werden jetzt die Zusammenhänge an der englisch-deutschen Front immer klarer. Bei diesem schicksalsvollen Verhältnis spielen ethnopolitische Motive gar keine und geopolitische nur eine sekun-

1) Daß Rußland neben England der einzige Staat in Europa ist, der „eine Zukunft hat", hatte die englische Allgemeinheit schon 1890 durch Charles Dilke, Problems of Greater Britain, gelernt: neben diesen beiden erscheint Deutschland wie Frankreich als „likely to be pigmies", S. 697. — Die gleiche Autorität prophezeite Australien innerhalb 25 Jahren (also im Jahre 1915) eine größere Volksmenge als dem Mutterland, und hatte keine Ahnung von Japans doch so naheliegender Zukunft als Großmacht!

däre Rolle; an erster Stelle sehen wir ein soziopolitisches Problem. Vom englischen Horizont aus betrachtet ist der ganze Weltkrieg, um mit Dix (1914) zu sprechen, nichts anderes als „ein Weltwirtschaftskrieg um die dauernde Vormachtstellung Englands auf dem Weltmarkt"; ein „Geschäftskrieg", sagt Plenge ganz einfach. Sein einziges Kriegsziel ist, um Sigmund Schilder anzuführen, „durch politische Schwächung und Verkleinerung so gut wie möglich einen unbequemen Konkurrenten im internationalen Handel, in der industriellen Konkurrenz, in der großen Schiffahrt, auf dem internationalen Kapitalmarkt und bei der transmarinen Jagd nach Kolonien unschädlich zu machen".[1]) Darauf zielen Englands Methoden der Kriegführung ab; nicht bloß das Aufbringen der feindlichen Handelsfahrzeuge und das Erobern seiner Kolonien sowie das Blockieren seines heimatlichen Marktes, sondern auch die Beschlagnahme seiner Patente und seines Privatbesitzes im fremden Land bis herunter zu den Geschäftsbriefen und -büchern.[2]) Verglichen mit diesen Zielen wird alles andere, sogar die Gefährdung Europas durch die russische Übermacht, für England klein und unwesentlich. Bedroht, nicht nur an den Außenkanten seiner kolonialen Ansprüche, sondern im eigentlichen Lebensnerv seines wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes, soll der nächste Mitbewerber sich in einer Ecke verkriechen; dann wird die

1) Dix, Der Weltwirtschaftskrieg, S. 6; Plenge, Der Krieg und die Weltwirtschaft, 1915, S. 17 f.; Schilder, Weltwirtschaftliche Hintergründe des Weltkrieges im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Januar 1915, S. 2 f. Vgl. ferner Reventlow, England, der Feind, „Der deutsche Krieg" Nr. 16, und Stresemann, Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland, ebd. Nr. 36. Andere wollen jedoch vor diesem Gesichtspunkt die rein politische Seite beim Kriege Englands, besonders die Furcht vor der „Invasion", nicht außer acht lassen, so Lehmann-Haupt, Von Waterloo bis Antwerpen, ebd. Nr. 38, und Meyer, Woran liegt Englands Schuld?, „Der deutsche Krieg", Nr. 18.

2) Siehe „Alien Ennemies (Winding up) Ordinance" vom 7. Dezember 1914, angeführt von Schumacher in „Deutschland und der Weltkrieg", S. 139. Wie England schon vor dem Kriege mit allen Mitteln und auf allen erreichbaren Märkten den deutschen Handel zu boykottieren suchte, siehe bei Kiliani, S. 6—11.

Abrechnung mit dem größeren Rivalen über das größere Ziel ein verhältnismäßig billiges Geschäft — und wenn die Zeit vollendet ist, wird die Erde offen für die englische Weltherrschaft daliegen.

Aber in dieser Lage kann Deutschland dieselbe Stellung, als Verteidiger der Freiheit, auf der größeren Bühne beanspruchen, wie England es hier auf der kleineren getan hat. Gestützt auf das volkstümliche Vorurteil, das noch das Gesichtsfeld so vieler Menschen innerhalb des spezifisch-europäischen Horizontes beengt, ruft England zum Kampf gegen den neuen Napoleon auf. Deutschland aber antwortet, indem es den Blick über die wirkliche Bühne der Neuzeit, die planetarische, ausweitet, mit dem Feldruf „Los vom englischen Weltjoch!" (Georg Irmer 1914) und „Freie Meere!" (Schulze-Gävernitz 1915). Und während England sich zur Stütze für seine Monopolstellung auf das Dogma beruft, daß das Weltmeer, der Natur der Sache gemäß, einen Herrn und nicht mehrere haben müsse[1]), antwortet Deutschland: Gleichgewicht auf dem Meere, wie auf dem Lande! Ein Zustand von „maritimem Gleichgewicht zwischen mehreren Seemächten"! Die Weltherrschaft ist eine antike und veraltete Erscheinung; assyrische und römische Universalreiche haben ihre Zeit gehabt und sind verschwunden, sie haben einem System von Landmächten nebeneinander Platz machen müssen; das große Meer aber hat keine geringere Ausdehnung, auch da muß der Gleichgewichtsgedanke siegen, wenn das Recht im Kampf der Mächte aufrechterhalten bleiben soll!

1) Siehe Monypenny in „Empire and Century", 1905, S. 27: „Es liegt in der besonderen Natur der Seemacht, vor allem in unseren Tagen des Dampfes, eines und unteilbar, und deshalb in den Händen einer herrschenden Macht universell zu sein." Ebenso Navy League Annual 1910—11: „The sea can endure but one master." So auch Seton-Watson, 1915, a. a. O. S. 213: „Die militärische Vorherrschaft kann zwischen mehreren mächtigen Staaten geteilt werden, aber die Vorherrschaft zur See ist eines und unteilbar — — in diesem Krieg werden wir unsere Herrschaft auf dem Meere entweder behalten und befestigen oder auch verlieren: mit Deutschland teilen werden wir sie nicht, weil wir das nicht können."

Es läßt sich nicht verneinen, daß auch die unmittelbare Erfahrung während des Weltkrieges für diesen Gedankengang spricht. Das bestehende Völkerrecht und die Interessen der neutralen Mächte haben keinen Nutzen davon gehabt, daß sich allzu große Macht in einer Hand befand. Immer und immer wieder bewahrheitet sich die Lehre, die Louis de Geer 1863 in Schweden in die klassische Formel brachte: „Jede menschliche Macht bedarf eines Gegengewichtes von gleicher Größe, um nicht früher oder später in Übermut oder Übergriffe auszuarten." Auf dieser psychologischen Forderung beruht Deutschlands historisches Recht, wenn es jetzt für sich einen Platz im Weltstaatensystem an Englands Seite als diesem gleichgestellt beansprucht.

Wir erkennen hier das Marineprogramm der deutschen Regierungspolitik wieder; es geht eine gerade Linie von Kaiser Wilhelms „Zukunft auf dem Wasser" bis zu Schulze-Gävernitz' „Freie Meere". Aber auch das Kontinentalprogramm strebt in seiner Art das Ziel an: Gleichstellung mit England, nicht durch Teilung seiner Macht auf der See, sondern durch Befreiung von seiner Macht auf der See. Seiner Übermacht zu Land als Wächter über die Tropen und die Verkehrszentrale beim Suezkanal beraubt, wird England auch auf diesem Wege zu einer unter mehreren Weltmächten, statt zu der einzigen, herabgedrückt werden.

Das ist die Summe der Probleme des Weltkrieges, in der die einzelnen Rechenposten enthalten sind. Das Gleichgewicht auf dem engeren Plan Europas muß aufgegeben werden, damit es auf dem weiteren planetarischen Plan hergestellt werden kann, auf dem sich England bisher eine bevorzugte Stellung gesichert hat. Deutschland will sich aus dem engeren System herauskämpfen, um sich auf einen Platz in dem weiteren emporzuschwingen; nicht um seinerseits Ansprüche auf die Welthegemonie zu erheben, nicht um das Erbe des vernichteten England oder Rußland zu fordern, sondern um an deren Seite an der kommenden Gestaltung der Menschheit teilzunehmen. Es fühlt in sich die Kräfte zu einer solchen Erhöhung und

hat diese vor der Welt im Frieden bewiesen, bevor die Welt jetzt den Beweis im Krieg begehrte. Auf dem erfolgreichen Durchsetzen dieses Verlangens beruhen auch die Aussichten unseres ganzen Weltteiles, sich in der größeren Konkurrenz geltend zu machen, damit das Angesicht der Erde nicht zu angelsächsischen oder moskowitischen Zügen erstarre (Hintze).

Besonders möchte ich noch hervorheben, daß diese Auffassung vom Kampfe des Tages an und für sich nicht die Wahl des Standpunktes für die kleinen europäischen Mächte zu bestimmen braucht. Ob diese sich mehr nach dem einen oder anderen Pol, d. h. zu Deutschlands kontinental-europäischem oder zu Englands ultramarinem System, hingezogen fühlen, dürfte auf Faktoren in ihrem eigenen Wesen beruhen. Viel wird aber allerdings von der Art abhängen, wie Deutschland den Sieg ausnützen wird, den die Nornen ihm in Aussicht zu stellen scheinen. Kann Deutschland der Entwicklung der Welt bessere Garantien bieten als seine Vorgänger, so daß nicht ein neuer Welteroberer sein Antlitz hinter der Maske des Verteidigers der Freiheit verbirgt — dann erst kann man seinen Sieg als Gewinn auch für die kleineren Teilnehmer am Staatensystem ansehen.

Dies hängt unmittelbar mit der Frage zusammen, in welcher Form der Organisation Deutschland seine Stellung antreten wird, was wiederum mit dem Geiste seines öffentlichen Lebens zusammenhängt. Hiermit kommen wir zum letzten Kapitel der Untersuchung — zum verfassungspolitischen.

VI.

Verfassungs- und kulturpolitische Probleme.

Daß sich der Weltkrieg um Macht und Interessen dreht, haben die vorhergehenden Untersuchungen vollauf bewiesen. Daß es sich bei ihm zugleich um Rechtsanschauungen und Ideen handelt, wundert niemand, der die Geschichte der Menschheit kennt. „Alle großen Kriege sind Glaubenskriege," sagt Sombart. Somit ist auch dieser große Streit ein „Kampf um Prinzipien, ein Konflikt zwischen zwei ungleichen und unvereinbaren Auffassungen von Regierung, Staat und Fortschritt" (Zimmern, in dem englischen Sammelwerk).

Es gibt solche, die noch weiter gehen und den verfassungspolitischen Gegensatz für den Kern der ganzen Krise erklären. So sagt Eduard Meyer, der berühmte Geschichtsforscher des Altertums, in seiner scharfen Abrechnung mit dem Feind (England 1915): „In Wirklichkeit handelt es sich um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Staatsformen." Und Amerikas bekannter Kenner des Völkerrechtes, John William Burgeß, behandelt den gleichen Gegensatz unter der Kapitelüberschrift „Die tieferen Ursachen des Krieges", nachdem er vorher Rußlands festen Willen, zum Mittelmeer vorzudringen, Frankreichs Absicht, das Elsaß zu nehmen, und Englands Bestreben, Deutschlands „politischen, industriellen und finanziellen Aufschwung" zu unterdrücken, als dessen „unmittelbare Ursachen" bezeichnet hat.

Die genannten Verfasser denken hier vor allem an die Kluft zwischen dem englischen und deutschen Staatsideal, und wir wollen zuerst diese Frage einer näheren Untersuchung unterziehen. Vielleicht könnten wir dabei zum Ausgangspunkt jenen Unterschied nehmen, den mein Lehrer in der Literaturgeschichte, der Professor Nyblom

in Uppsala, zwischen Idealisten und Realisten in der Kunst aufzustellen pflegte, indem er sagte, daß die ersteren (ein Schiller, Tegnér, Ibsen) „vom Ideal zur Wirklichkeit herabstiegen", während die letzteren (Goethe, Runeberg, Björnson) „von der Wirklichkeit sich zum Ideal erhoben". Deutschlands öffentliches Leben steigt vom Staat zum Individuum herab. Englands öffentliches Leben erhebt sich vom Individuum zum Staat. Die Ausgangspunkte sind es, die voneinander abweichen; daher wird die Färbung und der ganze Geist bei der einen Verfassung ein anderer als bei der anderen. So schematisch das auch klingen mag, so gibt es doch den Schlüssel und die Erklärung zu zwei verschiedenen Systemen, deren Anhänger sich vollkommen verständnislos und antipathisch gegenüberstehen. Und nachdem es ein „Gesetz für Leben und Entwicklung gibt, daß, wo immer zwei nationale Zivilisationen sich treffen, sie miteinander um die Macht kämpfen" (Bülow in seiner Einleitung zur Jubiläumsschrift, 1913), so gehört diese Antipathie ohne Zweifel der Ursachenkette des Weltkrieges an.

Der Unterschied in den Ausgangspunkten begegnet uns schon in der diametral entgegengesetzten Auffassung des Begriffes Kultur. Nichts dürfte der wirklich neutralen Welt so empörend, um nicht zu sagen so reineweg unbegreiflich erschienen sein als der Umstand, daß man — im Ernst und mit dem Anspruch des Schlagwortes auf Allgemeingültigkeit — von seiten der Westmächte die Deutschen, das Volk Goethes und Kants, Nietzsches und Richard Wagners, als Barbaren bezeichnen konnte. Aber auch das erklärt sich aus den verschiedenen Idealen in Verbindung mit der „allzumenschlichen" Neigung, das Ideal selbst mit dem besonderen Strahl, den man selbst von ihm empfangen hat, gleichzustellen. Es gibt schon eine Fülle von Literatur über dieses Thema, die deutsche „Kultur" und die englische „culture", wir brauchen hier also nur einige Grundlinien anzuführen.[1])

1) Von der deutschen Literatur möge hier besonders hervorgehoben werden: Thomas Mann, Gedanken im Kriege (in „Friedrich und die große

Die gewöhnliche englische Version in ihrer wohlwollendsten Fassung (z. B. Zimmern) lautet so, daß die deutsche Kultur Wissen bedeute, die englische aber Charakter. Ohne Zweifel liegt in dieser Auffassung eine gewisse Wahrheit; sie muß nur noch dahin ergänzt werden, daß der englische Charakter ganz wesentlich mit der Fähigkeit zusammenfällt, sich einer allgemeinen Meinung und überkommenen Anschauung unterzuordnen. Englands politische Freiheit ist mit einem sozialen Zwang verbunden, den die Engländer selbst nicht verspüren — ebensowenig wie der Fisch den Druck des Wassers verspürt —, der aber desto fühlbarer für den Fremden ist. Unter diesem Zwang wird ein gleichförmiger Typus herangezogen, der, als solcher „stahlhart" (Schulze-Gävernitz), sowohl dem privaten wie dem öffentlichen Leben viel von der Stärke der Einheit verleiht: Das ist der Gentleman und die Lady, ein Ideal der Selbstbestimmung, Selbstbeherrschung und Selbsthilfe auf der Basis intellektueller und rein persönlicher Unfreiheit.

Deutschland besitzt einen derartigen sozialen Zwang nicht in annähernd gleichem Maße. Die Menschen drücken dort nicht so sehr aufeinander; dafür kann der Staat mit seinem größeren Zwang oft recht unangenehm werden. Die soziale Freiheit entwickelt eben eine gewisse Unsicherheit auf der Außenseite des Lebens, was natürlich auch eine Folge der Jugend des Volkes ist, das unter dem Schirm des neuen Staates steht. Deutschland hat seine Form noch nicht gefunden; ihm fehlt jenes Produkt einer langen Entwicklung, das Stil heißt. Man kann daher verstehen, daß vieles in seinem Gesellschaftsleben den alten englischen und französischen Adelsvölkern als das Gebaren eines Emporkömm-

Koalition"), 1915; Dibelius, Volkspsychologischer Vortrag, wiedergegeben in „Das größere Deutschland" vom 2. Januar 1915; Sombart, Händler und Helden, 1915, sowie Troeltsch, Der Geist der deutschen Kultur, in dem deutschen Sammelwerk S. 52—90. Siehe auch „Schwedische Stimmen zum Weltkrieg" (übersetzt von Fr. Stieve), 1915, Abt. „Der Weltkrieg als Kulturkampf". Von der entgegengesetzten Seite vgl. z. B. Clutton-Brock, Thoughts on the war, 1914, und E. Durkheim, La mentalité allemande et la guerre, 1915 (in „Études et documents").

lings erscheint. Man kann vor allem verstehen, daß die deutsche Diplomatie, wenn sie manchmal zwischen Brutalität und allzu großer Nachgiebigkeit hin und her zu schwanken scheint, auf die anderen, mit ihren festen und geschmeidigen Überlieferungen im internationalen Verkehr beunruhigend und unangenehm wirken muß. Auf der Wage des Gentlemantums gewogen, wird das gegenwärtige Deutschland zweifellos als zu leicht befunden. Auf der anderen Seite möchte ich sagen: Auf der Wage der Weltentwicklung gewogen, wird vielleicht auch das Gentlemanideal als zu leicht befunden. Denn jetzt braucht die Welt mehr Inhalt als Form. Da kann es sein, daß der patriotische Dichter recht bekommt, der sang: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen." Englands Milieu hat den Gentleman hervorgebracht, Deutschlands Milieu aber die Persönlichkeit. Das erstere ist ein Ideal des Durchschnittes, des Mittelmaßes, für jeden zugänglich und deshalb auch politisch so brauchbar; aber der wirklichen Persönlichkeit verlegt es den Weg. Demokratische Uniformierung und aristokratische Differenzierung — die Welt kann keines von beiden entbehren. Die Innerlichkeit des deutschen Gemütes und die Selbständigkeit in der Ausprägung des deutschen Wesens ist ein Beitrag zur Entwicklung der Menschheit, der gewiß hinter gallischer Formenklarheit und angelsächsischem Konventionalismus nicht zurücksteht.

Aber diese innere Freiheit in Deutschland fällt unter der angedeuteten politischen Vormundschaft nicht so leicht in die Augen. Darum ist es nur natürlich, daß England glaubt, die wirkliche Freiheit zu besitzen. Die Freiheit ist in diesem Lande individualistisch und kosmopolitisch gefärbt und stimmt also mit den von der Französischen Revolution ausgebildeten abstrakten Grundsätzen überein; da ist es nicht zu verwundern, daß man gegen die staatliche und nationale Atmosphäre der deutschen Kultur reagiert. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir besonders Englands Stellungnahme gegen den deutschen Militarismus zu betrachten. Wir wollen hier nicht von der Beschränktheit reden, die den von allen ähnlichen Sorgen freien Inselbewohner daran hindert, die unbedingten Forderungen

zu verstehen, die sich für den Festlandsbewohner aus seiner, an allen Grenzen durch Nachbarn gefährdeten Lage ergeben; aber wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir in dem englischen Feldgeschrei gegen den deutschen Militarismus in letzter Linie einen tiefen Widerwillen gegen die Wehrpflichtidee selbst mit ihrem Zwang, den sie über das Individuum ausübt, erkennen. Daß diese Pflicht zugleich ein Recht ist — und überdies eine starke Garantie gegen leichtsinnige Kriege, für die eine Werbearmee sich viel besser eignet —, ist dem englischen Bewußtsein noch nicht klar geworden; denn dieses Bewußtsein ist bei dem Gegensatz „Männer und Marionetten" (Clutton-Brock) stehengeblieben. Wie allgemein bekannt, hält ja England noch immer an seinem alten Werbesystem fest; es scheint also auch hier, genau wie beim Freihandel, einen letzten hoffnungslosen Kampf für eine historisch überlebte und schon allgemein aufgegebene Idee zu kämpfen.[1]) Aber das Gefühl auf solche Weise von eigenen lieben Überlieferungen weggedrängt zu werden, hat sicherlich Englands Gesinnung gegen den jüngeren und moderneren Mitbewerber nicht gemildert.

Nach der englisch-französischen Version ist der Weltkrieg, ideell betrachtet, ein Kampf für die Demokratie. Diese Auffassung geht schon aus dem Titel des englischen Sammelwerkes „The war and democracy" hervor. Zimmern bemerkt auch sehr richtig in der Einleitung des Werkes, daß Demokratie „nicht bloß eine Regierungsform", sondern „eine Denkart, eine Atmosphäre" ist. Aus dieser Atmosphäre ist der englische und französische Parlamentarismus hervorgegangen, und es ist sehr erklärlich, daß man auf dieser Seite die parlamentarische Form einfach mit Volksfreiheit überhaupt gleichsetzt; das ist ja der Standpunkt der politischen Linken in allen europäischen Ländern. In Deutschlands augenfälliger Gleichgültigkeit gegen die parlamentarischen Grundsätze findet man also den Stoff

1) Erst im Januar 1916 hat sich England veranlaßt gesehen, wenigstens provisorisch, in den sauren Apfel der Wehrpflicht zu beißen. (Anm. während der Korrektur.)

für eine neue Anklage der Freiheitsfeindlichkeit. Aber es gibt einen anderen und vielleicht sichereren Gradmesser für Freiheit, und das ist der Grad, in dem die materiellen und geistigen Früchte der Kultur auf sämtliche Einwohner des Staats verteilt werden. Will jemand bestreiten, daß diese Verteilung in Deutschland gleichförmiger und durchgreifender als in England ist, wo die obere Schicht, „the upper ten thousend", in Wohlstand und Luxus ohnegleichen lebt, während Millionen die bitterste Not des Proletariates leiden müssen. Burgeß ist sich über sein Urteil nicht im unklaren: Deutschlands nationalökonomisches System, sagt er, ist „das unvergleichlich wirkungsvollste und in Wahrheit demokratischste, das gegenwärtig auf der Erde besteht, ja jemals bestanden hat".

So, wie es sich in der Gesellschaft verhält, liegen die Dinge auch im Staat. Der wirkliche Wert des englischen Parlamentarismus für die wahre Volksfreiheit hat sich für alle Zeiten ein Denkmal in der Tatsache gesetzt, daß einige wenige Minister jetzt in einem heimlichen Konklave England in den folgenschwersten aller Kriege stürzen konnten, ohne daß die überwältigende Masse des Volkes eine Ahnung davon hatte. Wir wissen schon von früher, besonders durch die Untersuchungen Sidney Lows, welch absolute Alleinherrschaft der Parlamentarismus in die Hände eines englischen Kabinetts legt.[1]) Es bestehen mehr Berührungspunkte zwischen der englischen und russischen Staatsform als man gewöhnlich glaubt, sagt Burgeß; man braucht nur den Zaren durch das Unterhaus und den Kreis der Großfürsten durch das Kabinett zu ersetzen! Der Mangel an einer geschriebenen Verfassung ist dazu geeignet, der englischen Regierung einen freieren Spielraum zu geben, mag auch der Respekt vor dem Präjudikat in gewissem Grade die festgesetzten Normen ersetzen. In vollem Gegensatz hierzu hat Deutschland sein kodifiziertes Grundgesetz, bei dem die Befugnisse der gesetzgebenden und der ausübenden

1) Sidney Low, The governance of England, 1911. Siehe hier vor allem A. O. Meyer, Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus, 1915. Vgl. „Die Großmächte" S. 107.

Gewalt wohl gegeneinander abgewogen und klar begrenzt sind. Dazu aber kommt noch eines: Deutschland besitzt schon, was England mit seinem „home rule“ und seiner „devolution“ bis heute vergebens angestrebt hat, nämlich eine föderative Form mit Reichsregierung und Bundesstaaten, zwischen denen eine neue Abwägung und Verteilung der Macht stattgefunden hat. Und gerade deshalb kann man Deutschland ein Zukunftshoroskop von ganz eigenartiger und für die Freiheit der Welt besonders viel versprechender Art stellen. Wir kommen hiermit zum Kernpunkt unsrer Untersuchung.

In der Zeitschrift „Grenzboten“ (Nr. 52 des Jahres 1914) hat Albert Gottlieb einen Aufsatz über „den deutschen Staatsgedanken“ veröffentlicht, der hier unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Gottlieb findet in der Geschichte nur zwei Typen der Universalgewalt, und beide sind überlebt: „die zentralistische Herrschaft“ und „die patriarchalische Vorherrschaft“. Das erstere ist das alte Rom, das alles selbständige Leben unter der Macht seiner Kultur erdrückt; das ist das gleiche Ideal, das Rußland, das moderne Byzanz, jetzt unter der Macht seiner Unkultur verwirklichen will. Das letztere ist das England der Gegenwart, das seine eigenen Kinder jenseits des Meeres achtet und mit einem losen Band an sich fesselt, aber jedes Verständnisses und jeder Achtung für fremde Eigenart entbehrt. Wir können die Andeutungen des Verfassers über diesen Punkt durch ein Zitat aus Cramb noch vervollständigen: Englands Ziel ist „to give all men within its bounds an English mind“.[1]) Es besteht hier der gleiche Gegensatz wie zwischen Aristoteles, der eine feste Grenze zwischen Griechen und gehorchenden Barbaren ziehen wollte, und dem jungen Alexander, der alle Menschen zu Hellenen machen wollte. Wir finden dies, mit deutlicher Bezugnahme auf die Gegenwart, in Wilamowitz' meisterhafter Rektoratsrede vom 15. Oktober 1915 wieder: „Weder Roms Weltherrschaft noch Hellas' nationalistischen Bildungsdünkel wollen wir nachahmen.“

1) Siehe „Germany and England“, 1913, S. 125.

Im Namen der Völkerfreiheit stellt nun Gottlieb einen dritten Typus auf: „Führung ohne Herrschaft!" Herrschaft stützt sich auf Macht oder Berechnung, Führung verlangt mehr, sie verlangt neben der eigenen Überlegenheit die Fähigkeit, fremdes Wesen zu verstehen, zu achten und dessen Eigenart zu bewahren. Das aber ist gerade Deutschlands Erbe. Das kosmopolitische Interesse, das dem Deutschen im Blute liegt — jene Empfänglichkeit für fremde Kultureinflüsse, die lange Zeit hindurch, als es galt sich selbst zu sammeln, Deutschlands Schwäche ausmachte —, bildet jetzt nach dem Zusammenschluß seine einzigartige Stärke. Hier hat es seinen Privilegienbrief für die Stellung als „Weltmacht der Zukunft". Hier hat es die Möglichkeit zu einer „liebevollen Weltgestaltung durch die organisierte Gemeinschaft", im Gegensatz zu Englands „herrenhafter Weltunterjochung durch den starken Einzelmenschen", um mit Schulze-Gävernitz zu sprechen.

Der gleiche Gedankengang erklärt das eigentümliche Verhältnis zu Österreich-Ungarn, das den Grundstein zu dem großdeutschen Gebäude bildet, und dieses Verhältnis wird seinerseits in einer beinahe mystischen Weise noch vertieft, wenn wir einer Äußerung von Willy Hellpach in „Das größere Deutschland" vom 8. Mai 1915 über „Deutschlands österreichisches Gesicht" lauschen. Deutschland sucht bei dem Bundesbruder „sein zweites, sein uraltes, kosmopolitisches Gesicht". Durch den intimen Verkehr innerhalb des Hauses mit acht fremden Völkern findet es seine Befriedigung für das nach außen Gerichtete, Suchende, Sammelnde in seinem Wesen; zugleich findet der preußische Geist in dem westslawischen seine französisch-weibliche und der süddeutsche in dem magyarischen seine englisch-männliche Ergänzung. Darum fügt sich die Melodie des habsburgischen Kaiserliedes so natürlich in die Worte „Deutschland, Deutschland über alles" ein. Und diese Harmonie erweitert sich ins Unendliche, wenn das Morgenland als „dritter im Bunde" dazukommt — in dem Zusammenklingen zwischen „mitteleuropäischer Energie und altorientalischer Anschauung" (Mehrmann)

schlummert eine kulturelle Versöhnung von welterlösender Bedeutung.

Wir sehen, daß diese Gedanken teilweise über die Teilnahme am Weltstaatensystem hinausgehen und bis zu einer Hegemonie gelangen, die die Englands ablöst. Aber wir brauchen nicht so weit zu gehen. Die „Leitung", um die es sich hier handelt, gilt auch innerhalb des begrenzten Gebietes für die neue politische Formation, die als das Piedestal des zukünftigen Deutschland gedacht wird, und verleiht dieser einen eigentümlich ausgeprägten Charakter. Das Programm hat viele Namen; entweder liegt der Ton auf dem wirtschaftlichen Band, wie bei Heinrich Beckers „großem, geschlossenem Wirtschaftsgebiet, als Grundlage politischer Freundschaft" (in dem deutschen Sammelwerk), oder es heißt mit Betonung des Politischen wie bei Schulze-Gävernitz „Föderalismus kulturverwandter und interessenverbundener Staatenkreise", oder wie bei Winterstetten „unlöslicher weltpolitischer und wirtschaftlicher Schutz- und Trutzbund". Aber immer handelt es sich um etwas anderes als den alten Imperialismus, immer handelt es sich nur um eine „Förderungs- und Führungshegemonie" (Fr. Oppenheimer) oder um eine „organisierte Zusammenschließung homogener Volkskräfte", anstatt einer „Herrschaftssphäre" (Alfred Weber).[1]) Das liegt ja unentrinnbar in der Natur der Sache, da das Subjekt der ganzen

1) Oppenheimer, Koalitionszwang, in der „Vossischen Zeitung", 7. Dezember 1915; Weber, Gedanken über die deutsche Sendung, in „Die neue Rundschau", November 1915. — Die letztgenannten Gedanken (besonders auf S. 1456—1463) bilden vielfach eine Parallele zu Köhlers geopolitischer und Gottliebs verfassungspolitischer Verkündigung und enthalten eine starke Begründung für die kontinentale Entwicklungslinie überhaupt. Der Verfasser geht von dem Bedürfnis aus, die gegenwärtige „theoretische Weite" und „praktische Enge" des deutschen Wesens zu vereinen, da diese „Engigkeit" auch auf physischem Gebiet schadet. Afrika allein genügt nicht, dort gibt es nicht genug Verwendung für den intellektuellen Überschuß daheim, auch die Freiheit der Meere ist eher ein Schlagwort, durch das man zu „einer anderen als der imperialistischen Basis für unsere politische und sachliche Welt-

Formation nicht von einer Zentralfigur, sondern von einem Kreis „verbündeter Regierungen und freier Städte“ im Deutschen Reich zusammen mit einem zweiten Kreis vereinigter „Königreiche und Länder“ in der habsburgischen Monarchie gebildet wird. Die Bewegungsfreiheit des neuen Deutschland als Staat ist somit der Form nach sehr beschränkt. Das ist ganz einfach der Preis für die gewonnene Bewegungsfreiheit als Reich und Gesellschaft. Aber gerade diese Einschränkung bildet für die Außenwelt die gesuchte äußere Garantie gegen wirkliche Welteroberungsansprüche; eine Garantie, wie sie kein Vorgänger oder Mitbewerber aufzuweisen vermochte. Der Partikularismus, den Deutschlands Geschichte so lange als eine politische Erbsünde mitgeschleppt hat, verwandelt sich angesichts dieser Perspektive und wird zur politischen Tugend.

Sollen diese großen Gedanken der Zukunft angehören, so bedarf es jedoch noch Garantien innerer Art. Dann muß die Achtung vor der Individualität der Völker zur Wirklichkeit nicht nur in der deutschen Volksseele, sondern auch in der Staatspraxis und zugleich in der praktischen Politik der Bundesbrüder werden. Die bisherige Politik der Preußen gegen die Polen — die auch ein Patriot wie Hans Delbrück nicht billigt —, der Magyaren gegen Kroaten und Rumänen, der Türken gegen die Armenier u. a. haben für eine andere Richtung gezeugt, und Seton-Watson hat gerade das für ein Band der neuen Tripelalliance erklärt, daß deren Führer den gleichen „falschen Nationalitätsbegriff“, das gleiche „Monopol auf Rassenintoleranz“ besaßen. In solchen Vorwürfen liegt eine Wahrheit, die wir mit unserer Auffassung vom Nationalitätsprinzip (s. o. S. 49 f.) nicht verneinen oder übersehen können. An diesem Punkt des Problems tritt Österreich, das zisleithanische Österreich mit seinem Freiheitssystem gegenüber Tschechen und Polen u. a., in den Vordergrund des zu erwartenden Staatenbundes. Die-

einfügung und Weltausstrahlung“ zu kommen sucht (S. 1458). Ohne seine Entwicklung als Seemacht einzustellen, muß Deutschland in erster Linie doch an die Forderungen seiner kontinentalen und zentralen Lage denken.

ses System verlieh dem gebrechlichen Schiff eine Art wasserdichten Schotten, so daß es (mit Hilfe des Bundesbruders) sich im Sturm aufrechterhalten konnte; ohne dasselbe hätte kaum etwas geholfen und der Zug der slawischen Völker nach Rußland hin niemals verhindert werden können.

In der Tat sehen wir hier eine österreichische Staatsidee, die der moskowitischen entgegengesetzt ist: die Idee der Gleichberechtigung verschiedener Nationen innerhalb einer höheren staatlichen Einheit, gegenüber der Idee der Unterdrückung verschiedener Nationen durch eine herrschende Nationalität.[1]) Schon in meinem Buch „Die Großmächte" (S. 17) habe ich von der habsburgischen Monarchie gesagt, daß ihr Problem „nichts anderes und nichts Geringeres ist als das des Weltstaates im kleinen: verschiedene und sich ihrer Verschiedenheit voll bewußte Menschenarten zu einer höheren politischen Einheit zu verbinden". Diese Aufgabe steht

1) So Donzow in „Das größere Deutschland" vom 8. Mai 1915 S. 633. Siehe ferner die offene Antwort eines Polen auf die Proklamation des Großfürsten Nikolai bei Kriegsausbruch, mitgeteilt von Steffen, Krieg und Kultur, I, 160f.: der Verfasser erblickt eine Quelle zu dem Haß der Großrussen gegen Österreich gerade darin, daß Österreich seinen Slawen Autonomie verliehen und somit begonnen hat, die Idee einer allslawischen Föderation zu verwirklichen, während die Russen dieselbe vernichten wollten, wie sie es schon vorher einmal mit der slawischen Union innerhalb des polnischen Staates gemacht hatten. Auf dieselbe Art behandelt das Problem ein Ukrainer, Temnyskyj, in den „Ukrainer Nachrichten" vom 7. August 1915: „Das Staatsgebäude West- und Mitteleuropas ruht auf dem nationalen Prinzip, entweder so, daß das Staatsgebiet und das ethnographische einander decken und der Staat nationaleinheitlich ist, oder so, daß das Nationalitätsprinzip, da wo der Staat national gemischt ist wie in der Donaumonarchie, durch die Gleichberechtigung der Nationen genügend berücksichtigt wird; ganz anders verhält es sich in Osteuropa — in Rußland nimmt man nicht nur keine Rücksicht auf das nationale Prinzip, sondern dieses wird im Gegenteil mit gewaltsamen Mitteln unterdrückt." Vgl. auch Deckert, Panlatinismus usw. S. 18f.: die slawischen Völker konnten ihre Wünsche besser im großen Donaureich als in dem erträumten panslawischen Verband verwirklicht finden.

auf einer weiteren Bühne dem mitteleuropäischen Staatenbund bevor, der die Gestalt und Voraussetzung für den Sieg des deutschen Gedankens in der Welt ist. Deutschland muß auch in seiner eigenen Seele Moskau ganz überwinden. Wie das deutsche Volk sein „anderes Gesicht" in Österreich findet, so muß die reichsdeutsche Staatsidee von der österreichischen befruchtet werden, wenn ihre Ansprüche von der Geschichte anerkannt werden sollen. Zum zweiten Male stellt die Weltgeschichte hier an den germanischen Stamm jene Forderung, die zum ersten Male vor beinahe drei Jahrhunderten unter dem Banner Gustav Adolfs von Schweden erfüllt wurde: in einer bitteren und haßerfüllten Welt der Menschheit die große Idee der Toleranz zu retten — damals auf religiösem, heute auf nationalem Gebiete.

Die politische Theorie deckt Möglichkeiten auf; auf die Staatskunst kommt es an, solche Möglichkeiten zu verwirklichen. Darüber haben wir uns von dieser Stelle aus nicht zu äußern. Wir wollten nur auf die Konjunkturen hindeuten, die auf dem Gebiete der Verfassung für die Bildung einer deutschen Weltmacht bestehen, sowie auf die besonderen Voraussetzungen hierfür.

An diesem Punkte sind wir auf einen bestimmten Gegensatz nicht nur gegen das politische Ideal Westeuropas, sondern auch gegen das Rußlands gestoßen. Wir kehren hiermit zu den Grundlagen unseres Problems zurück, das ein Spiel zu dreien und nicht nur zu zweien ist. Der politische Gegensatz ist hier bisher überwiegend von der einen Seite, von links her, beleuchtet worden; klares Licht wird erst über ihn fallen, wenn wir zum Schluß die Untersuchung durch eine Perspektive von rechts vervollständigen.

Wir machen nämlich dabei die entscheidende Beobachtung, daß alle Vorwürfe, die von den Westmächten im Namen der Kultur gegen die Zentralmächte erhoben werden, in noch höherem Grade die Ostmacht, die dahinter liegt, ihren eigenen großen Bundesbruder, treffen. Ermangelt Deutschland der Gentlemankultur, so

dürfte Rußland — besonders bei seinem Besuch in Ostpreußen während des Krieges — gezeigt haben, daß es das in noch weit höherem Grade tut. Ist Deutschland mit seinen zwei Jahren Dienstzeit bei der Infanterie an den Militarismus ausgeliefert, was soll man dann von Rußland mit seinen drei Jahren sagen? Hält Deutschland nicht der Probe der parlamentarischen Demokratie stand, will dann jemand behaupten, daß Rußland das besser tut?

Somit zeigt es sich, daß die Hauptschlagworte der Entente im „Kulturkampf" gegen Deutschland nur Bumerangs sind, die mit erhöhter Kraft auf ihren russischen Bundesbruder zurückfallen. Auf einmal erkennen wir nun, daß Deutschland nicht bloß geographisch, sondern auch verfassungs- und kulturpolitisch das Bindeglied zwischen Westen und Osten ist. Es befindet sich, rein äußerlich betrachtet, gerade in der Lage, die man als Mittelproportionale oder als den „goldenen Mittelweg" bezeichnet.

Dieser Gedanke erweckt einen zweiten. Ist nicht der Gegensatz zwischen Osten und Westen in Europa zugleich ein Gegensatz zwischen rein ausgeprägter Staatsidee und rein ausgeprägtem Volkswillen in der Verfassung, zwischen Polizeistaat und einem Staat mit Selbstregierung in der Verwaltung, genau wie zwischen Agrar- und Industriestaat in der Entwicklung der Gesellschaft? Sehen wir nicht unter dem Zepter des Zaren das „ancien régime", trotz Dumaexperiment und Agrarreformen, immer noch ziemlich unerschüttert weiterbestehen, während die Ideen der Französischen Revolution die Westmächte beherrschen? Das sind im Grunde zwei extreme Gegensätze, These und Antithese in der Weltentwicklung. Verhält es sich aber so, dann ist Deutschland, mit seiner rein konstitutionellen Zusammensetzung von Staats- und Volkswillen, mit seiner Harmonie zwischen agrarischen und industriellen Interessen — dann ist das neue Deutschland nicht nur ein Zwischenglied, sondern ein Oberglied. Es bezeichnet die Synthese in der Entwicklung, zu der sowohl das „ancien régime" wie auch die Französische Revolution die vorbereitenden Faktoren waren.

Damit erhebt sich die Perspektive zu der Sphäre der Weltanschauungen. Als die Männer der Französischen Revolution ihr großes Wort von den „Menschenrechten" in die Welt hinausriefen, antwortete eine tiefe Stimme aus der fernsten Ecke Deutschlands, aus der alten preußischen Hauptstadt Königsberg, mit dem anderen großen Wort Pflicht. War es nicht der germanische Geist, war es nicht die Synthese, die sich schon damals zur latenten Opposition gegen das romanische Freiheitsideal ansagte? Aber nicht eher als nach fünf Vierteljahrhunderten, nachdem die Revolution im Namen des Individualismus ihr Werk gegen ihren unmittelbaren Widersacher, den absoluten Staatszwang, vollendet hat, nicht eher als heute ist es zum aktuellen Kampf zwischen den beiden gekommen. Und diesen Kampf erblicken wir im Weltkrieg: einen Kampf zwischen Jean Jacques Rousseau und Immanuel Kant — und der Kampf ist nicht weniger großartig oder bitter, weil Rousseau in dem Wettstreit auf der einen Seite Herbert Spencer, auf der anderen Seite seinen alten Feind in Gestalt von Pobjedonoszev zum Verbündeten bekommen hat ...

Vielleicht erhält jetzt auch das scheinbar so unnatürliche Phänomen, das Bündnis zwischen Europas „fortgeschrittensten" und zurückgebliebensten Mächten, seine psychologische Erklärung. Zwischen These und Antithese — zwischen Altkonservativen und Altliberalen — bestehen Brücken zum Verständnis, sie haben einander in langem Kampf kennen gelernt, sie haben sogar eine gewisse Neigung ineinander überzugehen, wie der praktische Absolutismus der englischen Regierung und die anarchistischen Tendenzen der russischen Opposition bezeugen können — Pobjedonoszev und Tolstoi sind Kinder desselben Blutes. Bloß die Synthese können sie nicht verstehen; und diese Unfähigkeit vereinigt sie zu gemeinsamer Antipathie. Der Zügellosigkeit des reinen Individualismus und der Gewaltpolitik des reinen Absolutismus ist die Ordnung gleich verhaßt; denn sie fühlen beide, daß sie für sie den Tod bedeutet. Die Synthese ist ein Kind, das bei seiner Geburt Vater und Mutter ums

Leben bringen will, während es zugleich deren beste Eigenschaften in die neue Zeit mitbringt.

Das ist der Gesichtspunkt, in dem ich für meinen Teil die innerste und letzte Lösung der Probleme des Weltkrieges erblicke, wie ich in meiner kürzlich herausgegebenen Schrift „Die Ideen von 1914" entwickelt habe. Der Amerikaner Burgeß erblickt in den Ereignissen der Zeit die Spuren einer Schicksalsmacht, die durch die Welt schreitet und die eine Zivilisationsform in die andere verwandelt. Schon früher hat der Franzose Bérard auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens den „deutschen Rationalismus" als eine höhere Entwicklungsstufe bezeichnet, dem der „englische Empirismus" vorausgegangen ist, wie dieser seinerzeit dem „französischen Autoritarismus" gefolgt ist.[1]) Wenn es aber diese Ablösung ist, die wir in der Angst der Zeit erkennen, dann ist es uns ein Trost in dem steigenden Bangen, das der Tod rings um uns in jedem tieferen Gemüt hervorrufen muß — ein Bangen nicht nur für das Einzelschicksal von Millionen, sondern auch für Europa selbst und die weiße Rasse —, dann ist es uns ein Trost, glauben zu dürfen, daß der Stern der Pflicht über dem kommenden Geschlecht klarer als über dem unsrigen leuchten wird! Denn der neue Rationalismus ist ein Sproß vom selben Baum, der der Welt den „kategorischen Imperativ" geschenkt hat.

Aus nachtverhüllten Zeiten, durch böse wie durch gute Tage, schreitet die Menschheit unaufhörlich ihrem verschleierten Ziel entgegen. Wir glauben, daß jedes Volk, das zum Nationalstaat herangereift ist, eine Fackel in seine Hand bekommen hat, um den gemeinsamen Weg zu erleuchten. Wir glauben, daß es in erster Linie auf das Volk selbst ankommt, wie es diese Fackel hütet. Aber wir wollen zugleich hoffen, daß allein der der Rolle des Vorgängers würdig befunden werden wird, der bei der Sorge, die eigene Flamme groß und stark zu erhalten, sich am sorgfältigsten davor bewahrt, die klei-

1) „L'Angleterre et l'Impérialisme", 1911, angeführt schon in „Die Großmächte" S. 104.

neren Lichter auf dem Wege auszulöschen. Nur so können wir den Weltkrieg von 1914 als eine heilende Krise in der Geschichte der Menschheit begrüßen. Wie die Wettläufer in Platons Republik am Ziele einander ihre Fackeln reichten, so wagen wir zu erwarten, daß der Sieger im Weltkrieg seinen Sieg und sich selbst adeln wird durch rücksichtsvolles Zusammenarbeiten mit den schwächeren Gliedern jenes neuen Staatensystems, das aus den Sturmeswellen des Tages erstehen muß — durch einen gerechten Frieden.

Kriegstaschenbuch

Ein Nachschlagewerk über den Weltkrieg

Hrsg. von Ulrich Steindorff. ca. 920 Seiten. Mit 9 Karten

Geheftet ca. M. 3.–, gebunden ca. M. 3.50

Das Taschenbuch, das in der Kriegsliteratur aller Völker einzig dastehen dürfte, sucht das bei der langen Dauer, der ungeheuren örtlichen Ausdehnung und immer ausgebreiteteren Einwirkung der Kriegsereignisse auf wohl alle Kulturgebiete immer dringender werdende Bedürfnis zu erfüllen, sich rasch und doch zuverlässig zu unterrichten.

Auf knappstem Raum nach Stichworten geordnet gibt es Auskunft

über alle politischen und militärischen Ereignisse des Krieges,
über alle zu ihrem Verständnis notwendigen Fachausdrücke,
über alle die Persönlichkeiten, die in ihm hervorgetreten sind,
über alle irgendwie mit dem Kriege in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen u. kulturellen Ereignisse u. Maßnahmen
und alle zu deren Verständnis notwendigen Momente.

Die Großmächte der Gegenwart

Von Prof. Dr. R. Kjellén. 11. Aufl. 21.–22. Tauf. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.40

„Gerade zur rechten Stunde ist dieser Versuch des schwedischen Historikers erschienen, ein Bild von ähnlich großer Linienführung für die Gegenwart zu entwerfen, wie es Ranke in seinem klassischen Essay über die großen Mächte einst für die Vergangenheit entwarf. Er schreibt kraftvoll, prägnant und anschaulich und ist Meister der bündigen Formulierung. Das schöne und gedankenreiche Buch des schwedischen Forschers sei wärmstens empfohlen." (Fr. Meinecke in der Historischen Zeitschrift.)

Die politischen Probleme des Weltkrieges

Von Prof. Dr. R. Kjellén. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.40

Verfasser will in diesem neuen Werk „das mächtige Schicksal, das über Europa hereingebrochen", verständlich machen, indem er die treibenden Kräfte in der Entwicklung der Staaten aufzeigt, ein großartiges Gesamtbild der weltpolitischen Lage und der geographischen, nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Momente entrollt, die Leben und Schicksal der Staaten bestimmen und sie in ihrem Streben nach Selbstbehauptung oder Machtentwicklung auch in Konflikte treiben, die bis zum gewaltsamen Bruch, bis zum Kriege führen. Daß der ernste und unbestechliche Forscher und Bürger eines neutralen Staates dabei zu Ergebnissen gelangt, die unserer innersten Auffassung entsprechen, wird auch dieses Werk zu einem Buch der Erhebung für das deutsche Volk in schwerer Zeit werden lassen.

Schwedische Stimmen zum Weltkrieg

Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Friedrich Stieve

2. unveränderte Auflage. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.40

Dieses von maßgebenden Persönlichkeiten Schwedens verfaßte Buch beweist nicht nur zwingend die Gemeinsamkeit der Interessen Schwedens und Deutschlands, sondern es behandelt von durchaus unabhängigem Standpunkte aus, mit genauester Kenntnis aller Verhältnisse verfaßt, die politische und kulturelle Gesamtlage Europas und Deutschlands Stellung in ihr. Es läßt den Weltkrieg erscheinen als einen Verteidigungskampf der überlegenen deutschen Kultur, als einen Kampf um eine der Germanenwelt heilbringende Sache.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutschland und der Weltkrieg

herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Otto Hintze-Berlin, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Friedrich Meinecke-Berlin, Professor Dr. Hermann Oncken-Heidelberg, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Hermann Schumacher-Bonn. 2. Auflage. (11.–14. Tausend.) 2 Bände in Halbleinen M. 12.–

I. Deutschlands Stellung in der Welt.

Deutschland und das Weltstaatensystem. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Hintze, Berlin.

Der Geist der deutschen Kultur. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Troeltsch, Berlin.

Deutschlands Stellung i. d. Weltwirtschaft. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Schumacher, Bonn.

Die deutsche Kolonialpolitik. Von Staatssekretär Dr. W. Solf, Berlin.

Das deutsche militärische System. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Delbrück, Berlin.

Die deutschen Institutionen und der Geist des öffentlichen Lebens:
Herkunft und Wesen der deutschen Institutionen. Von Exz. Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. G. von Schmoller, Berlin.
Das deutsche Staatsbürgertum und seine Leistungen in der Selbstverwaltung. Von Stadtrat a. D. Dr. H. Luther, Geschäftsführer des deutschen und des preußischen Städtetages. Berlin. Mit einem Nachwort von Exz. Wirkl. Geheimrat Oberbürgermeister A. Wermuth, Berlin.

II. Deutschlands Bundesgenossen.

Österreich-Ungarn: Der innere Aufbau der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Hofrat Prof. Dr. Fr. Tezner, Wien.

Die auswärt. Politik Österreich-Ungarns. Von Prof. Dr. Ottocar Weber, Prag.

Die Türkei. Von Prof. Dr. C. H. Becker, Bonn.

Bulgarien. Von Rich. von Mach, bulg. Oberstleutnant a. D.

III. Die Machtpolitik unserer Gegner.

Die Machtpolitik Englands. Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Marcks, München.

Die Machtpolitik Frankreichs. Von Prof. Dr. P. Darmstädter, Göttingen.

Belgien und die großen Mächte. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Hampe, Heidelberg.

Anhang: **Die Neutralität Belgiens.** Von Prof. Dr. W. Schoenborn, Heidelberg.

Rußland und der Panslawismus. Von Prof. Dr. Hans Übersberger, Wien.

Die Rolle Serbiens. Von Prof. Dr. Hans Übersberger, Wien.

Die Großmächte in Ostasien. Von Prof. Dr. O. Franke, Hamburg.

IV. Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkrieges.

Die Vorgeschichte des Krieges. Von Prof. Dr. H. Oncken, Heidelberg.

Der Ausbruch des Krieges. Von Prof. Dr. H. Oncken, Heidelberg.

Die Ausdehnung des Weltkrieges. Von Prof. Dr. H. Oncken, Heidelberg.

V. Der Geist des Krieges.

Krieg und Presse.

Kultur, Machtpolitik u. Militarismus. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Meinecke, Berlin.

Der Krieg und das Völkerrecht. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. E. Zitelmann, Bonn.

Der Sinn des Krieges. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Hintze, Berlin.

„Eine von großer Kenntnis aller Tatsachen in jedem Aufsatze zeigende Zusammenfassung der zu behandelnden Probleme ... Hervorgehoben sei der die ganzen Darstellungen durchdringende hohe Geist der Auffassung, die Vertiefung der Erfassung der politischen und staatsrechtlichen Tatsachen durch Zurückgehen auf die letzten geistigen und realen Kräfte. Die Darstellungen werden dadurch auf eine geistige Höhe gehoben, die auf jeden Leser einen starken Eindruck machen muß."
(Dr. Eugen v. Philippovich i. d. Zeitschrift f. Volkswirtsch., Sozialpolitik und Verwaltung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Polen

Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. Mit Karten. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Von dem durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte und Ethnographie des östlichen Europas bekannten und mit den politischen Verhältnissen genau vertrauten Führer der Karpathendeutschen verfaßt, entwirft das Bändchen zunächst ein anschauliches Bild von Land und Leuten, gibt danach einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des einst so mächtigen, durch Selbstsucht und Kurzsichtigkeit der herrschenden Kreise dem Untergang verfallenen Reiches. Nach einer Schilderung der Deutschen und ihrer Kulturarbeit, der Ruthenen und ihres Verhältnisses zu den Polen, der Vernichtung des Städtewesens und Bauernstandes durch den polnischen Adel folgt eine Darstellung der gegenwärtigen wirtschaftlichen und kulturellen Zustände und der Bestrebungen der Polen und Ruthenen in den letzten Jahrzehnten, endlich der panslawistischen Bewegung, um mit einem Ausblick in die Zukunft, der die Lösung der Neugestaltung Polens und Ruthheniens vorbehalten bleibt, zu schließen.

Die Baltischen Provinzen

Von Dr. Valerian Tornius. Mit 8 Abb. u. 2 Kartenst. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Das Buch gibt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des alten Ordenslandes in ihrer geographischen und ethnographischen Bedingtheit eine Darstellung der heutigen Bevölkerung der Ostseeprovinzen, der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen sie lebt, und ihrer Kultur in materieller und geistiger Hinsicht. Der Verfasser läßt das Interesse für das Schicksal der ältesten deutschen Kolonie und für die Balten, die durchaus deutsch geblieben sind und als Deutsche von der russischen Regierung betrachtet werden, lebendig werden und ihre Zukunft als ein wichtiges Problem der deutschen Kultur empfinden.

Belgien

Von Dr. P. Oßwald. 2. verb. Aufl. Mit 5 Karten. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Das Buch gibt zum erstenmal einen zusammenfassenden Überblick über Belgien und die belgischen Verhältnisse. Der Verfasser behandelt nach einem Überblick über die geographische Lage als Grundlage der historischen und wirtschaftlichen Entwicklung die verschiedenen Bevölkerungsprobleme und erörtert sodann die politische Geschichte, Rechtspflege, Verwaltung, Finanzen und Heerwesen sowie die wirtschaftliche und geistige Kultur des heutigen Belgiens. Die Darstellung soll, ohne Leidenschaft, unbekümmert um die Kriegsereignisse geschrieben, ein Bild aller belgischen Verhältnisse geben, um jedem ein ruhiges und objektives Urteil zu ermöglichen.

Die Türkei

Von Reg.-Rat P. R. Krause. Mit Karten. Geheftet M. 1.–, gebunden M. 1.25

Der Verfasser, der 23 Jahre in der Türkei und von diesen 6 Jahre in türkischen Staatsdiensten zugebracht hat, darf, zumal er als Ingenieur das Land nach allen Richtungen durchquerte, wohl als einer der besten Kenner von Land und Leuten angesprochen werden. Er ist daher in der Lage, auf Grund seiner aus eigener Anschauung gewonnenen Kenntnisse eine durchaus zuverlässige Orientierung über die geographischen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Verhältnisse des Landes zu geben und im Zusammenhang mit seiner Geschichte für die Verschiedenheit der Weltanschauung, die zwischen Orient und Okzident besteht, bei dem Leser Verständnis zu erwecken. Bei aller Knappheit darf die Darstellung den Anspruch erheben, ein umfassender Beitrag zur Behandlung einer im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehenden Zeitfrage zu sein.

Der Orient

Eine Länderkunde von Ewald Banse. 9 Bde. Mit zahlr. Abbild., Kartenskizzen, Diagrammen u. 1 Tafel. Geh. je M. 1.–, geb. je M. 1.25., in 1 Bd. geb. M. 3.75

„Banse bewährt seine bekannte Meisterschaft eindrucksvoller, flüssiger, inhaltsreicher Schilderung.... Es ist geradezu ein Vergnügen, an seiner Hand die Geschichte der einzelnen Orientlandschaften aus ihren geographischen Eigentümlichkeiten zu erschließen und aus dem historischen Verlauf wieder die ethnographische Verfassung der einzelnen Gebiete verstehen zu lernen..." (Österreichische Monatsschrift f. den Orient.)

„Verf., ein genauer Kenner und begeisterter Freund des Orients, entwirft in dem vorliegenden, reich ausgestatteten Bändchen eine geistvoll aufgefaßte und durchgeführte, trotz gedrängter Kürze lebensvoll geschriebene Schilderung der mohammedanischen Welt." (Kölnische Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Englands Weltherrschaft und der Krieg

Von Prof. Dr. A. Hettner. 2. Aufl. (4. u. 5. Tauf.) Geh. M. 3.–, geb. M. 3.80

Hettner weist nach, wie unter Einwirkung der geographischen Bedingungen sich die Entwicklung Englands zur Weltmacht vollzogen hat. Er zeigt, daß seine Weltherrschaft nicht nur im Kolonialbesitz besteht, sondern in dem Einfluß, den es auch außerhalb seines Machtbereiches durch die Verbreitung angelsächsischen Volkstumes, der englischen Sprache und Kultur über die ganze Welt gewonnen. Die Vorteile seiner geographischen Lage haben England zwar zu der politischen und wirtschaftlichen Weltmachtstellung emporgehoben, diese geographischen Bedingungen sind aber nicht mehr von der gleichen Bedeutung wie früher, weshalb seine Weltherrschaft sich heute in einer Krisis befindet.

Rußland

Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Von Professor Dr. A. Hettner. Mit Kart. und Abb. 2. umgearb. Aufl. des früher unter dem Titel „Das europäische Rußland" erschienenen Buches. Geh. M. 4.20, geb. M. 4.80

Die Aufgabe auch der Neubearbeitung ist es geblieben, in erster Linie eine Darstellung der Geographie des Menschen und seiner Kultur zu geben, ihr sind angeschlossen sehr interessante Betrachtungen über die geographische Bedingtheit der allgemeinen kulturellen Grundlagen des russischen Reiches und seiner inneren wie äußeren Politik, die es uns verständlich machen, inwiefern und warum es „der zum Krieg treibende Faktor" gewesen. Hettners Rußland bildet eine wertvolle Ergänzung seines ja außerordentlich günstig aufgenommenen Werkes „Englands Weltherrschaft und der Krieg".

Die Kriegsschauplätze

Herausgegeben von Professor Dr. Alfred Hettner.

Der französisch-belgische Kriegsschauplatz

Eine geographische Skizze von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. A. Philippson. Mit 1 geolog. Karte, 1 Profiltaf. u. 1 Formationstabelle. Geh. M. 1.80 (2. Heft)

Auf wissenschaftlicher Grundlage, aber doch für jeden Gebildeten verständlich, gibt die Schrift nach einem Überblick über den ganzen westlichen Kriegsschauplatz eine Schilderung jedes einzelnen Abschnittes desselben nach Bau, Oberflächengestalt, Kultur und Siedelungen, um daran jedesmal eine kurze Darstellung der Rolle zu knüpfen, die die betreffende Landschaft nach ihrer Lage und Natur im bisherigen Verlauf des Krieges gespielt hat. So werden nacheinander Elsaß und Vogesen, Lothringen, Champagne, Isle de France, Picardie, Artois-Cambrésis, endlich ganz Belgien nebst Französisch-Hennegau und Französisch-Flandern behandelt.

Der östliche Kriegsschauplatz

Von Geh. Hof- u. Reg.-Rat Prof. Dr. J. Partsch. Geheftet M. 2.– (3. Heft)

Verfasser versucht für die Auffassung der entscheidenden Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die diesen während der letzten Zeit gegen Osten überraschend erweitert haben, neues Licht aus einer Betrachtung der Oberflächengestalt, des Wassernetzes, der klimatischen Eigentümlichkeiten, dem Kulturzustand der Länder zu gewinnen. Das kräftige Herausarbeiten der großen Züge des Naturbildes und ihrer Einwirkung auf die Entwicklung und das Endziel des gewaltigen Waffenganges sichern dem Buche das Interesse eines weiteren Leserkreises.

Die Kriegsschauplätze auf der Balkanhalbinsel

Von Prof. Dr. N. Krebs u. Prof. Dr. G. Braun. Geheftet. [U. d. Pr.] (4. Heft)

Die Verfasser entwerfen ein anschauliches Bild dieser den meisten Lesern sehr unbekannten Gebiete und ihrer Bewohner und lehren uns sowohl die großen Ereignisse, die sich auf diesem Boden abgespielt, in ihrer Abhängigkeit von der geographischen Unterlage als auch die politischen Bestrebungen der einzelnen Balkanstaaten und ihre Bedeutung für die Zentralmächte verstehen. Die Erörterungen der Frage nach der Seeherrschaft in der Adria und den Verteidigungsmöglichkeiten der letzten vom Feinde noch besetzten Punkte Saloniki und Valona verdienen besonderes Interesse im Hinblick auf die noch bevorstehenden Ereignisse.

In Kürze werden erscheinen:

Übersicht von A. Hettner. – **Der Kriegsschauplatz des Seekrieges in der Nordsee und im Kanal.** Von L. Mecking. (Heft 1). – **Der Kriegsschauplatz im Orient.** Von E. Oberhummer, H. Frech u. V. Schwöbel. (Heft 5). – **Der Kriegsschaupl. i. d. Kolonien.** Von N. N. (Heft 6).

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Der Imperialismus und der Weltkrieg

Von Geh. Rat Professor Dr. Erich Marcks. Geheftet M. —.60

Der Verfasser sieht in dem Weltkrieg eine folgerichtige Fortsetzung des uralten Daseinskampfes von Mitteleuropa, einen Kampf der Flanken gegen die Mitte, der unter dem entscheidenden Einfluß des Gegensatzes zwischen dem angreifenden universalen Imperialismus Englands und dem verteidigenden nationalen Deutschlands steht.

Die Ursachen des Weltkrieges

in geschichtlicher Beleuchtung. Von Prof. Dr. Fritz Friedrich. Geh. 60 Pf.

Die Schrift sucht in eigenartiger politisch-psychologischer Betrachtungsweise die treibenden Kräfte, die zum Krieg geführt haben, ausfindig zu machen, mit dem Ergebnis, daß auch bei sachlicher Beurteilung der gegnerischen Standpunkte von höherer Warte die Gerechtigkeit unseres Krieges klar hervortritt.

Die Zukunft des Völkerrechts

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. H. Triepel. Geheftet. [Unter der Presse.]

Verf. begründet die Ansicht, daß das Völkerrecht nicht zusammengebrochen ist, sondern sich in den Bahnen seiner Entwicklung seit der Französischen Revolution, die kurz gekennzeichnet werden, weiterbewegen wird. Die Prognose für das Friedensvölkerrecht und für das Recht der friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle ist damit gestellt. Bez. der Zukunft des Kriegsrechtes verzichtet der Verfasser auf Prophezeiungen, sondern stellt Forderungen auf, die sich teils auf die Form der kriegsrechtlichen Kodifikation, teils auf die Grundgedanken des Kriegsrechtes als solchen beziehen.

Politik und Massenmoral

Zum Verständnis psycholog.-historischer Grundfragen der modernen Politik

Von Dr. A. Christensen. Geh. M. 3.–, in Leinwand geb. M. 3.60

„Die Arbeit eines scharfen Geistes, der den Dingen auf den Grund geht und der eine große Summe positiven Wissens in Vorrat hat. Fügt man hinzu, daß Chr.s Begabung augenscheinlich eine kritische ist, daß er einen ‚unaufdringlichen' und doch meisterhaften Stil schreibt, so ist der Schluß von selbst zu ziehen, daß Anregung, Belehrung und ästhetisches Wohlgefallen aus der Lektüre erwachsen." (Kirche u. Welt.)

Krieg und Sozialpolitik

Von Geheimem Hofrat Professor Dr. W. Stieda. Geheftet M. –.80

Behandelt die Sozialversicherung und ihre Anpassung an die durch den Krieg veränderten Verhältnisse, den Arbeits- wie den Arbeitermangel und seine Abstellung im Zusammenhang mit der Forderung einer Zentralisation der Arbeitsnachweise und gibt einen Überblick über das Gebiet der sozialen Fürsorge.

Die Staatsauffassung der Franzosen

Von Professor Dr. Fritz Fleiner. Geh. M. –.80

Der Krieg zwingt uns, die treibenden Kräfte auch in den Staaten der Gegner aufzusuchen. Der Vortrag, legt dar, wie in Frankreich nach der Zertrümmerung des ancien régime die Revolutionsgesetzgebung unter Berufung auf das Naturrecht auf mechanischem Wege die öffentlichen Gewalten neu aufbaute.

Das deutsche Volk und der Osten

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dietrich Schäfer. Geh. M. 1.–

Der Vortrag gibt einen wertvollen Beitrag zu der bedeutsamen Frage unseres künftigen Verhältnisses zu Rußland, indem er zeigt, welche Bedeutung die Ausbreitung deutscher Kultur nach Osten hat.

Die griechische Kunst an Kriegergräbern

Von Geheimem Rat Prof. Dr. F. Studniczka. Mit 24 Taf. u. 10 Abb. Geh. M. 2.–

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutsche Feld- und Heimatbücher

hrsg. vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung in Frankfurt a. M.
18 Hefte. Preis für jedes Heft 40 Pf., für 50 Expl. u. mehr je 35 Pf., für 100 Expl. u. mehr je 30 Pf., für 300 Expl. u. mehr je 28 Pf.; auch in 4 geschmackv. Pappbänden.

Der Verband versendet seinerseits von jedem Heft 1000 Exemplare ins Feld.

Die deutschen Feld- und Heimatbücher bieten

in einer jedem Deutschen zugänglichen Form die Grundlagen für das Verständnis der Kriegsereignisse nach allen Richtungen.

Die deutschen Feld- und Heimatbücher wollen

nicht Neugierde befriedigen, sondern den Wunsch nach gediegenem Wissen. Sie setzen nur Volksschulkenntnisse voraus und behandeln nur das wirklich Notwendige in gedrängter Darstellung. Sie zeichnen sich so von der bisher vorhandenen Fachliteratur über Krieg und Kultur durch Allgemeinverständlichkeit, Knappheit und Billigkeit aus.

Die deutschen Feld- und Heimatbücher wenden sich

An die Soldaten im Felde: Sie geben Antwort auf alle Fragen, die sich durch unmittelbare Anschauung der Umgebung, durch Zeitungslesen, in Gesprächen ergeben.
An alle denkenden Leute in der Heimat: Wer nicht nur von Tagesereignissen flüchtig Kenntnis nehmen will, findet hier ein Mittel, tiefere Einblicke zu gewinnen.
An Schüler und Schülerinnen: Sie fassen die Stoffe zusammen, die im Unterricht bei der Besprechung der Zeitereignisse behandelt werden, und ergänzen sie.
Sie geben Material für zusammenhängenden Kriegsunterricht.

Bd. I. Naturwissenschaften im Kriege. (Heft 1–5 je 40 Pf., zus. in Pappbd. M. 2.50)

Heft 1. **Mathematik im Kriege.** Von Oberlehrer Dr. P. Riebesell, Hamburg. M. 34 Abb.
Heft 2. **Physik im Kriege.** Von Prorektor Dr. Fr. Gagelmann, Eckernförde. Mit 30 Abb.
Heft 3. **Chemie im Kriege.** Von Dr. Robert Kahn, Frankfurt a. M.
Heft 4. **Technik im Kriege.** Verfasser noch unbestimmt.
Heft 5. **Natur und Krieg.** Von Stadtschulinspektor Henze, Frankfurt a. M., und Prorektor Dr. Fr. Gagelmann, Eckernförde. Mit 4 Abb.

Band II. Freund und Feind. (Heft 6–10 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 2.50)

Heft 6. **Freund u. Feind i. d. Geschichte.** V. Prof. Dr. P. Collischonn, Frankfurt a. M. M. 4 Kart.
Heft 7. **Land und Leute unserer Gegner.** Von Prof. Dr. Gedan, Leipzig.
Heft 8. **Die Entstehung des Weltkrieges.** Von Oberlehrer Hanns Altmann, Chemnitz.
Heft 9. **Das deutsche Heer.** Von Major Franz C. Endres, München.
Heft 10. **Volk und Staat.** Verfasser noch unbestimmt.

Band III. Die Heimat im Kriege. (Heft 11–15 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 2.50)

Heft 11. **Die Mobilmachung des Geldes.** Von Prof. Dr. P. Arndt, Frankfurt a. M.
Heft 12. **Die Mobilmachung der Landwirtschaft.** Vers. noch unbestimmt.
Heft 13. **Die Mobilmachung der Industrie.** Verfasser noch unbestimmt.
Heft 14. **Deutschland und der Weltmarkt.** Von Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.
Heft 15. **Die Kriegsfürsorge.** Von Magistratsrat Liebrecht, Berlin. Mit 1 Tafel.

Band IV. Der Geist der Zeit. (Heft 16–18 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 1.50)

Heft 16. **Krieg und Literatur.** Der Krieg und das Schrifttum der Gegenwart. Von Wolfgang Schumann. Das deutsche Soldatenlied. Von Prof. Panzer, Frankfurt a. M.
Heft 17. **Krieg und Kunst.** Von Privatdozent Dr. Bombe, Bonn.
Heft 18. **Krieg und Kultur.** Der Philosoph der Pflicht und des ewigen Friedens (Kant). Von Dr. Kronenberg, Berlin. Der Philosoph des Krieges (Nietzsche). Von Lic. Römer, Godesberg. Krieg und Christentum. Von Professor F. W. Förster, München.

Die Herausgabe von Bd. I—III besorgt Dr. Fr. Gagelmann in Eckernförde, die von Bd. IV Leo Sternberg in Rüdesheim.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

f Winkler

szeit

rgebend.

wieder, in denen er außer-
land zur Darstellung bringt.

4. Ski-
patrouille.
5. Treue
Kameraden.
6. Am Grabe
des
Kameraden.

Unter Glas in
Leinwand-
einfassung mit
Seidenschnur:
Auf Karton M. 2.50
In
Nußbaumrähm-
chen gerahmt auf
Karton M. 5.–

f Winkler

Karl Bauer

en

nprinz. 4. Der Kronprinz
f von Moltke. 7. General-
al von Tirpitz. 10. Graf von
endorf. 13. Generalleutnant
16. Generalstabschef von
9. Generalfeldmarschall Prinz
al von Linsingen. 22. Gene-
marschall Erherzog Friedrich.

n: Stück M. –.10
Karten in künstlerischem Um-
. . . . . je M. 1.–
gfung u. Schnur je M. –.50
lit. von M. 1.50 bis M. 9.50

heiben

h), E. Grühner, H. v. Haber-
zumeist auf den Krieg bezüg-
ren-Invasion", U 21 auf der
immerschmuck gleich geeignet.
30. Auf Holz m. gr. Ka. M. 4.50.
mehr M. 1.10, 1.90, 4.—
mehr M. –.80, 1.—, 3.50
Einf. u. Schnur je M. –.50.

ig und Berlin

Politische Geographie

Von Oberlehrer Dr. Emil Schöne. Mit 7 Kart. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Gibt eine Darstellung der politisch-geograph. Auffassung Fr. Ratzels, indem es die Hauptmachtquellen des Staates aus seiner Bodengrundlage, die Probleme des Raumes und der Raumbewältig. durch den Verkehr, die geographische Lage in ihrer Bedeutung als politischer Machtfaktor behandelt.

Kairo-Bagdad-Konstantinopel

Von E. v. Hoffmeister, Generalleutn. z. D. Mit 11 Vollbildern u. 157 Abb. sowie einer Kartenbeilage. Geh. M. 8.–

„‚Wanderungen und Stimmungen' hat Hoffmeister sein Buch genannt. Aber es gibt mehr. Es gibt ein Volks- und Kulturbild der Länder, die er bereiste, und gibt sie in frischer Erzählungsweise." (Deutsche Rundschau.)

Durch Armenien und Der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere

Eine militär-geographische Studie. Von E. v. Hoffmeister, Generalleutn. z. D. Mit zahlreichen Abbild. Geh. M. 8.–

„Ich kann das Buch, welches außer den militärischen Betrachtungen noch durch fesselnde Schilderungen des Volks- und Kulturlebens der durchwanderten Länder vielseitige Anregung gibt, zum Studium nur warm empfehlen." (Mil.-Wochenbl.)

Englands Weltmacht

in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. 2. Auflage. Mit 19 Bildn. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

„Das Lesen dieses Bändchens hat mir tatsächlich einen großen Genuß bereitet. Jede Neuerscheinung in der Entwicklung des englischen Volkes belegt Langenbeck durch historische Quellen. Klar abwägend zieht er sein Fazit über die Zukunft des britischen Weltreiches." (D. Kol.-Ztg.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

Von Prof. Dr. E. Daenell, 2. Aufl. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Gibt in großen Zügen, die Hauptlinien der Entwicklung (besonders der neuesten Zeit) betonend, eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart.

Island,

das Land und das Volk. Von Prof. Dr. P. Herrmann. Mit 9 Abb. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25.

„Wir finden eine reiche Fülle zuverlässigen Materials mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in übersichtlicher Zusammenstellung geboten. Jeder, der sich für Island interessiert, kann ein anschauliches Bild von Land u. Leuten gewinnen." (Mitt. d. Islandfr.)

Die geograph. Grundlagen der österr.-ungar. Monarchie und ihrer Außenpolitik

V. Prof. Dr. R. Sieger. 2. Aufl. M. 1.–

Österreich-Ungarn ist nicht, wie rein physischgeogr. Betrachtung gerne annimmt, ein rein historisch zu erklärendes Staatswesen ohne geogr. Einheit. Die natürl. Grundlagen, die einen Großstaat in dem behandelten Raume geradezu verlangen, werden auch in ihren Wirkungen auf die Außenpolitik verfolgt.

Die Schweiz

Land, Volk, Staat u. Wirtschaft Von Reg.-Rat Dr. O. Wettstein. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25

Das Büch gibt ein Bild des nach Lage, Geschichte, Verfassung und Rassemischung so eigenartigen Landes, seiner Bewohner, ihrer staatlichen Einrichtungen und ihrer geistigen und wirtschaftlichen Tätigkeit, sucht das Land auch geographisch und geologisch darzustellen und die Geschichte und das Leben seiner Bewohner in allen seinen Ausstrahlungen zusammenzufassen.

Das Ostseegebiet

Von Dr. G. Braun. Mit 21 Abb. u. ein. mehrfarb. Karte. Geh. M. 1.–, in Leinw. geb. M. 1.25

„Eine sehr geschickte Schilderung des Ostseegebietes auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Vorbildlich ist vor allem die weitgehende Berücksichtigung der Bevölkerungsgeographie und die reiche Literaturangabe. Daß bei dem billigen Preise sogar noch eine Karte beigegeben ist, sei besonders rühmend hervorgehoben."
(Liter. Jahresbericht des Dürerbundes.)

Palästina u. seine Geschichte

Von Professor Freih. v. Soden. Geh. M. 1.–, in Leinw. geb. M. 1.25

„Auf Grund einer Reise durch Palästina hat der Verfasser uns hier ein Bild gezeichnet nicht nur von dem Lande selbst, sondern auch von all dem, was aus demselben hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrtausende – ein wechselvolles, farbenreiches Bild. Ein gewaltiges, zusammenhängendes Stück Weltgeschichte zieht an uns vorüber." (National-Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Geschichte der neuesten Zeit

Vom Westfäl. Frieden b. z. Gegenw. Von Dr. J. Koch. 3. Aufl. Geb. M. 3.40.

„In ausgezeichneter Weise bereitet das Buch auf das Verständnis aller Fragen der Gegenwart vor u. steht auf der Höhe der Ansprüche unserer Zeit. Echt nationaler Stolz, ein edler Freimut in der Charakteristik der markanten Persönlichkeiten der neuen preußisch-deutschen Geschichte machen das Werk zu einem vortrefflichen geschichtlichen Lese- und Nachschlagebuch für jeden Gebildeten." (Päd. Archiv.)

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh.

V. weil. Geh. Rat Dr. K. Th. v. Heigel. 3. Aufl. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25.

„... Die großzügige, gründliche Übersicht über die Grundlinien der europ. Politik des 19. Jahrh. ist jedem zu empfehlen, der sich über die Geschichte des 19. Jahrh. unterrichten will." (Die Warte.)

Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. b. zur Reichseinheit

Skizzen z. Entwicklungsgesch. d. deutsch. Einheit. V. Prof. Dr. R. Schwemer. 3 Bde. I. Restauration und Revolution. 3. Aufl. II. Reaktion und neue Ära. 2. Aufl. III. Vom Bund zum Reich. 2. A. Geh. je M. 1.–, geb. M. 1.25.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches

Vorträge von Geh. Rat Dr. Loening. 4. Aufl. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25.

„... Wer gründlich in das Werden und Wesen des Deutschen Reiches und seine Verfassung eingeführt sein will, dem raten wir, nach diesem Buche zu greifen." (Deutsche Handelsch.-Lehrer-Ztg.)

Deutsches Verfassungsrecht in geschichtl. Entwicklung

Von Prof. Dr. jur. E. Hubrich. 2. Afl. Geheftet M. 1.–, gebunden M. 1.25.

Schildert die Entwicklung der reichs- und partikulär-deutschen Verfassung mit Darstellung des gegenwärtig geltenden Verfassungsrechts.

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat

Eine Geschichte d. dtsch. Nationalbewußtseins. Von Prof. Dr. P. Joachimsen. Geheftet M. 1.–, gebunden M. 1.25.

Von der im Weltkriege sich offenbarenden Einheit von Staat und Volk ausgehend, zeigt der Verfasser, die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins vom Mittelalter an bis zu dem deutschen Machtstaat Bismarcks verfolgend, den Weg, den wir von der Volkseinheit zur Staatseinheit zurückgelegt haben.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907

Von R. Charmatz. 2 Bde. Geh. je M. 1.–, geb. M. 1.25. In 1 Bd. M. 2.50.

„... Charmatz' Buch stellt zweifellos eine sehr verdienstvolle Leistung dar, es faßt zum erstenmal die Geschichte dieses Zeitraums in geschlossener Darstellung zusammen." (Hist. Vierteljahrsschr.)

Geschichte der ausw. Politik Österreichs im 19. Jahrh.

Von R. Charmatz. 2 Bde. Geh. je M. 1.–, geb. M. 1.25. In 1 Bd. M. 2.50.

Die erste zusammenhängende Darstellung der österr. ausw. Politik auf Grund der Akten, Briefe und quellenmäßigen Darstellungen, indem nicht nur die Ereignisse geschildert, sondern auch die leitenden Persönlichkeiten charakterisiert u. gewürdigt werden.

Moltke

Von Major a. D. F. C. Endres. Mit 1 Bildn. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25.

„Ein treffliches Buch. Mit viel Geschick zeichnet der Verf. in knappster Form ein charakteristisches, scharf umrissenes Bild des großen Schweigers. Auch der Historiker muß sich freuen, so schnell eine Übersicht über die ganze Lebensarbeit Moltkes zu gewinnen." (Mitt. a. d. histor. Literatur.)

Bismarck und seine Zeit

Von Privatdozent Dr. Veit Valentin. 13.–15. T. Mit 1 Bildnistaf. Geh. M. 1.–, in Lw. geb. M. 1.25, in Halbperg. M. 2.–

„Es ist mir selten ein Buch begegnet, in dem auf so engem Raume eine solche Fülle von Stoff zusammengedrängt ist mit seltener Meisterschaft." (Monatschrift für höhere Schulen.)

Für die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25) befinden sich in Vorbereitung bzw. unter der Presse:

Weule, Bethe, Schmeidler, Doren, Herre: **Kulturgeschichte des Krieges.** (Bd. 561.) Hashagen: **Aufg. Politik d. Großmächte seit 1871.** 2 Bde. (Bd. 553/555.) — Israel: **Brandenburg.-preuß. Geschichte.** 2 Bde. (Bd. 440/441.) — Heidrich: **Österreich-Ungarn.** Bd. I. — Weber: **Österreich-Ungarn.** Bd. II. (Bd. 551/552.) — Langenbeck: **England u. Deutschland i. ihr. Beziehg. v. Mittelalt. b. z. Gegenw.** (Bd. 543.) — Dibelius: **England.** 2 Bde. (Bd. 446/447.) — Wallroth: **Rußlands wirtsch. Kultur.** (Bd. 562.) — Nöhel: **Rußlands geist. Kult.** (Bd. 563.) — Dove: **Afrika.** (Bd. 505.) — Conrady: **China.** (Bd. 557.) — Grabowsky: **Politik.** (Bd. 537.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Technik des Kriegswesens

Unter Redaktion von Generalmajor M. Schwarte

(Die Kultur der Gegenwart. Hrsg. von Prof. Paul Hinneberg. Teil IV, Bd. 12). Mit 91 Abb. Geh. M. 24.–, in Leinw. geb. M. 26.–, in Halbfranz geb. M. 28.–

Inhaltsverzeichnis: Kriegsvorbereitung, Kriegsführung: M. Schwarte. — Waffentechnik. a) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Chemie: O. Poppenberg. b) zur Metallurgie: M. Schwinning. c) zur Konstruktionslehre: W. Schwinning. d) zur optischen Technik: O. v. Eberhard. e) zur Physik und Mathematik: K. Becker. — Technik des Befestigungswesens: J. Schroeter. — Kriegsschiffbau: O. Kretschmer. — Vorbereitung für den Seekrieg und Seekriegsführung: L. Glahel. — Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur: A. Kersting.

„... Als stärksten Einfluß aber empfängt man, abgesondert von der reichen stofflichen Belehrung, aus diesem Buche die Überzeugung, daß die Wehrmacht eines Volkes unlöslich mit dessen Gesamtkultur verknüpft ist und daher unter dem Gesichtspunkt eines allerersten Kulturfaktors zu schätzen ist.“
(München-Augsburger Abendzeitung.)

In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt sind folgende „Kriegsbändchen“ erschienen:

Krieg u. Sieg. Eine kurze Darstellung mod. Kriegskunst. Von Kaiserl. ottoman. Major F. C. Endres. . (Bd. 519.)

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs u. d. Technik. Von Major A. Meyer. Mit 9 Abb. . . (Bd. 271.)

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Von Oberst O. v. Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. . . (Bd. 59.)

Der Seekrieg. Seine geschichtl. Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Vizeadmiral a. D. Kurt Freih. v. Maltzahn. (Bd. 99.)

Das Kriegsschiff. Von Geh. Marinebaurat Krieger. Mit 60 Abb. (Bd. 389.)

Die Geschütze. V. Generalmajor a. D. Karl Bahn. Mit Abb. (Bd. 365.)

Die Handfeuerwaffen, ihre Entwicklung u. Technik. Von Major R. Weiß. Mit 69 Abb. . . . . (Bd. 364.)

Das Eisenbahnwesen. V. Eisenbahnbau- u. Betriebsinspekt. a. D. E. Biedermann. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 144.)

Das Automobil. Von Obering. K. Blau. 3. Aufl. Mit 98 Abb. (Bd. 166.)

Die Luftfahrt, i. wissenschaftl. Grundl. u. techn. Entwickl. V. Dr. R. Nimführ. 3. A. v. Dr. Huth. Mit Abb. (Bd. 300.)

Die Telegraphen- u. Fernsprechtechnik i. ihr. Entwicklg. V. Telegrapheninsp. H. Brick. Mit 58 Abb. (Bd. 293.)

Die Funkentelegraphie. Von Telegrapheninspektor H. Thurn. 3. Aufl. Mit 51 Abb. . . . . (Bd. 167.)

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegr.-Inspektor H. Brick. Mit 43 Abbildungen. . . . . (Bd. 285.)

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 22 Abb. (Bd. 314.)

Der Luftstickstoff u. s. Verwertung. V. Pr. Dr. F. Kaiser. 19 Abb. (Bd. 313.)

Chemie u. Technologie der Sprengstoffe. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. Biedermann. M. 15 Abb. (Bd. 286.)

Die Abwehrkräfte des Körpers. Einführ. i. d. Immunitätslehre. V. Priv.-Doz. Dr. H. Kämmerer. 32 Abb. (Bd. 479.)

Die Chirurgie unserer Zeit. Von Prof. J. Fehler. Mit 52 Abb. (Bd. 339.)

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Heimatdienst im ersten Kriegsjahr

Jahrbuch d. Bund. dtsch. Frauenvereine 1916. Im Auftrage des B. D. F. hrsg. von Dr. E. Altmann-Gottheiner. Mit 8 Abb. im Text u. auf 4 Taf. Geb. M. 4.—

Ein Teil des Ertrages fließt dem „Nationalen Frauendienst" zu.

Das zweite vom Bunde deutscher Frauenvereine herausgegebene Kriegsjahrbuch, das in bedeutend erweitertem Umfange erscheint, gibt einen umfassenden Überblick über das, was während des ersten Kriegsjahres an sozialer Kriegshilfe von den zum Bunde deutscher Frauenvereine gehörenden Frauen und vielen, die sich ihnen angeschlossen haben, in allen Teilen des Vaterlandes geleistet worden ist.

Organisation und Tätigkeit der Preisprüfungsstellen

Vortr. geh. i. d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Kultur. V. Priv.-Doz. Dr. G. Obst. Geh. 60 Pf.

Der durch seine wissenschaftlichen und gemeinverständlichen Abhandlungen über Bank- und Börsenwesen in weiten Kreisen bekannte Verf. behandelt das wichtigste Problem der inneren Kriegsführung, die Ernährungsfrage. Er ist in der Lage, auf Grund praktischer Erfahrungen die Verhältnisse zu schildern und einen interessanten Einblick in die weitverzweigte Tätigkeit der Preisprüfungsstellen zu geben.

In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt sind zur „Wirtschaftspolitik" erschienen:

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Professor Dr. Paul Arndt. 2. Aufl. (Bd. 179.)

Das Buch will die Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands fördern und behandelt eingehend seine Beziehungen zum Auslande, die Vorteile und Gefahren, die sich aus der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft ergeben.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Fünf Vorträge. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 3. Aufl. (Bd. 57.)

„In ausgezeichneter Weise wird uns hier ein Kapitel deutscher Geschichte vorgeführt, das so recht geeignet ist, uns das Verständnis der Wandlungen zu erschließen, deren Anfänge in eine Zeit zurückreichen, aus welcher noch lebende Zeugen vorhanden sind." (Sonntagsbl. d. NewYork. Staatsztg.)

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographisch. Grundlage geschildert. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

„... Der Fachmann wie der Laie wird sich seiner ebenso sachkundigen als fesselnd geschriebenen Führung durch die Fülle der Ereignisse mit großem Nutzen anvertrauen. Zahlreiche konkrete Beispiele erläutern die Entwicklungstendenzen der wirtschaftlichen Strömung im abgelaufenen Jahrhundert. Wir bezeichnen das Buch als eine ausgezeichnete, engbegrenzte und doch vollauf erschöpfende wirtschaftsgeographische Beschreibung Deutschlands."
(Literarischer Handweiser.)

Die deutschen Kolonien. Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit Abb. (Bd. 98.)

Unter sorgfältiger Berücksichtigung der neuen Forschungsergebnisse wird eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich gründliche objektive Schilderung unserer Kolonien gegeben.

Geschichte des deutschen Handels. Von Direktor Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

„Das gegebene Material ist sehr reichhaltig. Das Buch ist klar und gefällig geschrieben und eignet sich zur Lektüre für jeden Gebildeten."
(Deutsche Handelsschullehrer-Zeitung.)

Geschichte des Welthandels. Von Direktor Professor Dr. Max Georg Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)

„... Als tüchtiger Geograph und Historiker hat er in recht ansprechender Weise aus der gewaltigen Fülle des Stoffes in zweckmäßiger Gliederung ein Ganzes gestaltet, das, verbunden mit gesunder Kritik, den Eindruck nicht verfehlen wird."
(Geographische Zeitschrift.)

Deutsche Schiffahrt u. Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Thieß. (Bd. 169.)

Eine allgemeine Übersicht über die großen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte und Entwicklungstendenzen der deutschen Schiffahrt in neuester Zeit ist vielfach vermißt worden. Das Werk ermöglicht eine allgemeine Übersicht über dieses wichtige Gebiet unseres nationalen Wirtschaftslebens und erschließt weiteren Kreisen eine genauere Kenntnis unserer Schiffahrt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die Internationale Monatsschrift

für Wissenschaft, Kunst und Technik hat die Aufgabe, die sie sich seit Kriegsbeginn gestellt, Deutschlands Kampf um Recht und Gesittung mit den Waffen des Geistes zu führen, die Zeitereignisse im Lichte wissenschaftlicher Betrachtung, in ihrer Wirkung auf alle Kulturgebiete und in ihrer Bedingtheit durch sie zu zeigen, nach übereinstimmendem Urteil in hervorragender Weise gelöst.

„Was hier die Gelehrten, die, als die größten ihres Fachs, vor dem Kriege die ersten Vertreter der Einheitsbestrebungen der Wissenschaft waren, gegen das lügenhafte Ausland, zur Verteidigung unserer Kultur und unserer Ehre mit ernstem, schlichtem und durch glühende Hingabe an Deutschland geadeltem Wort sagen, ist durch die Wucht und die Tiefe, den Glanz oder die ethische Gesinnung, durch Klarheit des Erkennens und den Mut, ihm Ausdruck zu geben, die edelste und eindrucksvollste Kundgebung, die bisher laut wurde." (Mannheimer Generalanzeiger.)

10. Jahrgang. Jährlich 12 Hefte. Bezugspreis vierteljährlich M. 3.–

Geographische Zeitschrift

Herausgegeben von Alfred Hettner. XXI. Jahrgang. 1915. Jährl. 12 Hefte. Halbjährlich M. 10.–

Die „Geographische Zeitschrift" stellt sich die Aufgabe, die Fortschritte des geographischen Wissens und die Veränderungen der geographischen Zustände in übersichtlicher Weise zusammenzufassen und zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. Sie wendet sich daher keineswegs nur an den Geographen von Beruf, sondern an alle, die an geographischen Dingen Anteil nehmen. Während des Krieges hat sie sich ganz in den Dienst des nationalen Gedankens gestellt und bringt hauptsächlich Aufsätze über die Kriegsschauplätze und zur politischen Lage.

Kriegshefte

der Monatshefte f. d. Naturwissenschaftl. Unterricht aller Schulgattungen

Hrsg. von Professor Dr. Bastian Schmid. Jährlich M. 14.–, einz. Hefte M. 1.50.

Die „Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht" waren stets bestrebt, neue Erscheinungen in Wissenschaft, Technik und praktischem Leben unterrichtlich verwertbar zu machen. So möchten nun auch die Kriegshefte dem Lehrer der Naturwissenschaften die Mittel an die Hand geben, seinen Unterricht während des Krieges im besten Sinne zeitgemäß zu gestalten, um so auch diesen Teil des Unterrichts ganz der großen Sache zu weihen, der wir alle dienen.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten

Band I: In seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur. Band II: In seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Albert B. Faust. 2 vollständig in sich abgeschlossene u. einzeln käufliche Bände. Geh. je M. 9.–, in Leinw. geb. je M. 10.–

„Das Buch erfüllt eine nationale Pflicht. Denn über dieses Gebiet gab es bis jetzt weder in Amerika noch in Deutschland eine zusammenhängende, wissenschaftlich basierte Darstellung. Wir haben es mit einem liebevoll durchdachten, lichtvoll gegliederten und in exakter historischer Methode durchgearbeiteten Werke zu tun, dessen Stil zudem durchaus angenehm zu lesen ist." (Augsburger Postzeitung.)

Das Deutschtum im Ausland

Von Prof. Dr. R. Hoeniger. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 402.)
Geheftet M. 1.–, gebunden M. 1.25

„Das kleine und doch außerordentlich inhaltsvolle Buch muß als erste selbständige wissenschaftliche Einzeldarstellung des Auslanddeutschtums mit besonderem Dank begrüßt werden. Mit umfassender Sachkenntnis und persönlicher Wärme geschrieben, ist es besonders geeignet, das Verständnis für die Bedeutung und Eigenart der Arbeit und Ziele des Vereins für das Deutschtum im Ausland im deutschen Volke zu beleben." (Das Deutschtum im Ausland.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg

Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens gesammelt von Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. J. Norrenberg. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.40

Das Buch erörtert in einer Sammlung von Aufsätzen aus der Feder unserer bedeutendsten Schulmänner und Pädagogen die Frage, nach welchen Richtungen hin sich unser höheres Schulwesen, das sich im Kriege zweifellos bewährt hat, dem aber im neuen Deutschland neue große Aufgaben gestellt sein werden, nach glücklicher Beendigung des Krieges weiterentwickeln muß, wie die erzieherischen Werte, die wir den kriegerischen Erlebnissen verdanken, für die Arbeit in den höheren Schulen nutzbar gemacht werden können. Neben der Behandlung von Fragen der Schulorganisation und Schulverwaltung, des Berechtigungs- und Prüfungswesens usw. werden die Abhandlungen im einzelnen zu zeigen suchen, wo etwa die Nachprüfung unserer Unterrichtsziele und Unterrichtsmethoden einsetzen könnte, wo die bessernde Hand anzulegen wäre. Das zu tun, wird das im Kriege gewonnene Bewußtsein unserer Leistungsfähigkeit uns Ansporn und Kraft geben können, ohne daß sich die Notwendigkeit großer Schulreformen ergeben müßte. Weniger auf Breite des Wissens wird es ankommen als auf deutsche Gründlichkeit und wissenschaftliche Tiefe, auf die Heranbildung starker Seelen und kraftvoller Herzen, auf die Hebung der Selbstverantwortlichkeit und des Bewußtseins, daß das Wohl des Ganzen von der Pflichterfüllung des einzelnen abhängt. Zugleich hofft das Buch auch in weiteren Kreisen ein besseres Verständnis und eine gerechtere Beurteilung der Kulturarbeit der höheren Schule anzubahnen.

Quellensammlung zur deutschen Geschichte

Herausgegeben von Erich Brandenburg und Gerhard Seeliger.

Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches (1870/71). Von Erich Brandenburg. I. Heft: Vorverhandlungen. (Bis zur Eröffnung der Konferenzen in Versailles 23. Oktober 1870.) Steif geh. M. 1.80. — II. Heft: Hauptverhandlungen in Versailles. Steif geh. M. 2.—

Briefe, Aktenstücke u. Regesten z. Gesch. d. hohenzoll. Thronkandidatur i. Spanien (1866–1870). V. R. Jester. Steif geh. I. Bis z. 6. Juli 1870 (Gramonts Erkl.) M. 2.20. II. Die Ems. Verhdlg. u. d. Nachspiele d. Kand. M. 2.20.

Aktenstücke zur Geschichte des Weltkrieges. Von R. Jester. (In Vorb.)

Hefte zum Weltkrieg

aus der Quellensammlung zur Geschichte

herausgegeben von Lambeck, †Kurze und Rühlmann.

Jedes Heft von 32 Seiten 40 Pf. Prospekte unentgeltlich und postfrei vom Verlag

Heft 151. **Die Entwicklung zum Krieg.** Von Geh. Reg.-Rat O. Lambeck.

Heft 152. **Der Ausbruch des Weltkrieges.** Von Privatdoz. Dr. L. Bergsträßer.

Heft 153. **Mobilmachung und Aufmarsch der Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz August 1914.** Von Lhzealdirektor Dr. H. Strunk.

Heft 154. **Von dem Vormarsch in Frankreich hinein bis z. Beginn d. Stellungskampfes.** V. Lhzealdir. Dr. H. Strunk.

Heft 155. **Der Stellungskrieg im Westen.** Von Lhzealdir. Dr. H. Strunk.

Heft 161/162. **Die Ereignisse im Osten mit Einschluß der Karpathenkämpfe.** Von Dr. H. Deiters.

Heft 163. **Die Offensive der Verbündeten im Sommer 1915.** Von Dr. H. Deiters.

Heft 174. **Der deutsche Geist im Weltkrieg.** Von Geh. Reg.-Rat O. Lambeck.

Heft 175. **D. deutsche Kriegsdichtung 1914/16.** Von Seminarlehrer W. Peper.

Heft 176. **Die Politik während des Krieges.** Von Geh. Reg.-Rat O. Lambeck.

Heft 88/89. **Das preuß. u. deutsche Heer.** 2 Hefte. Von Dir. Prof. Dr. E. Evers.

Heft 90/91. **Die Entwicklung der Flotte.** Von Direktor Prof. H. Dieckhoff.

Heft 130. **„Vaterland".** Von Dr. E. Neustadt und Professor Dr. H. Küchling.

Heft 131. **„Krieg".** Von Dr. E. Neustadt und Professor Dr. H. Küchling.

Heft 131. **Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. Felix Salomon.

Heft 134. **Italien.** Von Dr. Th. Bohner.

Heft 135. **Osterreich-Ungarn.** I. Teil: **Das Mittelalter.** Von Prof. Dr K. Beer.

Heft 136/137. **Osterreich-Ungarn.** II. Teil: **Von 1526 bis 1800.** III. Teil: **Von 1800 bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. Landwehr v. Pragenau.

Heft 140. **Die Ostseeprovinzen.** Von Dr. J. Girgensohn.

Heft 141. **Belgien.** Von Dr. Fr. Baethgen.

Heft 142. **Deutsch-italienische Grenzgebiete.** Von Prof. Dr. M. Wutte.

Weitere Hefte sind in Vorbereitung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Von deutſcher Art und Arbeit

Schaffen und Schauen, Band I. 3. Auflage. In Leinwand geb. M. 5.–

Dies Buch will zeigen, was auf deutſchem Boden deutſche Arbeit in deutſcher Art geſchaffen und geſtaltet, worum unſere Heere draußen kämpfen und was, wie wir hoffen, nach ſiegreichem Kriege ſich in neuer Blüte und Kraft entfalten ſoll.

„Es handelt ſich um ein ganz eigentümliches Werk, wie es mit dem Erwachen des nationalen Sinns zuſammenhängt. Es ſteckt viel Studium drin und wird viel Wiſſen geboten; und doch hat es ſo gar nichts an ſich vom Lexikon. Es wird auf die Bildung einer kernhaften, auf wirklicher Kenntnis des politiſchen und wirtſchaftlichen Lebens und ſeiner Ideale aufgebauten ſtaatsbürgerlichen Erziehung hingearbeitet. Freie Menſchen ſollen gewonnen werden für die moderne Kultur. Darum wird ihnen das Beſte mitgegeben an Werten des Wiſſens und Wollens. Es weht etwas wie Frühlingsbegeiſterung durch dies große Werk.“ (Chriſtliche Freiheit.)

Deutſche Lebensfragen

Kriegshefte f. d. deutſche Jugend. Im Hinblick a. d. Ereigniſſe der Gegenw. zuſammengeſtellt v. Direktor Prof. Dr. M. Siebourg u. Oberlehrer J. Kuckhoff, M. d. R.

1. Von den Freiheitskriegen z. Weltkrieg. 3. Deutſchlands wirtſchaftliche Rüſtung.
2. Deutſchlands militäriſche Rüſtung. 4. Deutſchlands Weltmachtſtellung.

2. Aufl. Jedes Heft 40 Pf., 10 u. mehr je 30 Pf., Heft 1–4 zuſ. in 1 Bd. M. 1.20

„Es war eine ſehr glückliche Idee der Verfaſſer, Lebensfragen, wie ſie jetzt tagtäglich an uns herantreten, zu beantworten und den Belehrungen, wie ſie die Kriegszeit fordert, eine richtige Form zu geben. Und es war ein glücklicher Griff, daß ſie nicht Antworten boten, wie ſie in raſchen Augenblicken und im Drange der gebietenden Stunde entſtehen, ſondern gründlich überlegte Antworten, die von Männern des Geiſtes und erprobter Klugheit herrühren. Siebourg und Kuckhoff hätten kaum eine geſchicktere und gediegenere Auswahl treffen können. Wer ſich jetzt viel beſchäftigt mit der Prüfung der Bücher, die dem Bedürfnis der Zeit entſprechen wollen, iſt nicht ſelten überraſcht über das oberflächliche Zeug, das dem Augenblick ſein Daſein dankt; dagegen iſt man erfreut, wenn man Bücher lieſt, die Dauerwert haben und auch im künftigen Frieden ihr Daſeinsrecht behaupten werden. Zu dieſen gehören dieſe deutſchen Lebensfragen, ſie dienen nicht nur bürgerkundlicher Belehrung, ſondern auch echter und rechter ſtaatsbürgerlicher Erziehung.“ (R. Matthias in der Monatsſchrift für höhere Schulen.)

Wie es zum Weltkrieg kam

Ein Überblick über ſeine Vorgeſchichte zur Einführung in das geſchichtliche Verſtändnis der Gegenwart von Hanns Altmann, wiſſ. Lehrer am Realgymnaſium Chemnitz. 2. Aufl. Mit 1 Weltkarte. Einzeln 50 Pf., 10 und mehr Exemplare je 40 Pf.

Nach einem Überblick über die Vorgeſchichte Europas bis 1870 folgt eine kurze Betrachtung über den Aufſchwung Deutſchlands. Dann wird gezeigt, wie Frankreich, Rußland unſere erbitterten Feinde wurden, durch Englands Einkreiſungspolitik gefeſſelt. Die hochwichtigen Fragen oſtaſiatiſcher Politik werden kurz erörtert. Andererſeits erfahren unſere Bundesgenoſſen, Öſterreich-Ungarn und die Türkei, eine Würdigung in ihrer Eigenart und ihrer Bedeutung, ebenſo die anderen Staaten Italien, Belgien, die Vereinigten Staaten, Rumänien in ihren Beziehungen zum Kriege. Ein Abſchnitt: Deutſchland im Weltkriege ſpricht von der Mobilmachung des deutſchen Heeres, Kapitals und Geiſtes. Ein Ausblick in die Zukunft macht mit den inneren Fragen, die uns nach dem Kriege beſchäftigen werden, bekannt. Damit werden die Wege gewieſen, die jeder einzelne gehen kann, um ein rechter Deutſcher zu ſein.

Lieder der Deutſchen

aus den Zeiten nationaler Erhebung. Freiheitskrieg 1806–15 · Werden des Reichs 1870–71 · Weltkrieg 1914–16. Zuſammengeſtellt u. erläutert von Oberſtudienrat Dr. O. E. Schmidt. 3. Aufl. Mit Einbandzeichn. v. Prof. Horſt-Schulze. Kart. M. 1.20

Das Buch umfaßt in ſeiner neuen Geſtalt mehr als 120 Lieder aus den drei großen Epochen nationaler Erhebung. Neben 1806–1815 und 1840–1871 iſt der Weltkrieg 1914–1916 getreten. Von der bis jetzt bekannt gewordenen Kriegsdichtung ſind 43 Lieder ausgewählt worden, außer ſtolz einherrauſchenden Offenbarungen deutſcher Stimmungen auch volkstümlich ſchlichte, ja auch einige heitere Gaben der Dichtung. Das Buch wird in dieſer Zeit nationalen Selbſtbeſinnens nicht nur in allen deutſchen Schulen willkommen ſein, es eignet ſich namentlich auch zu **Feldpoſtſendungen und als Geſchenkwerk.**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Kriegsjahrbuch für Volks- und Jugendspiele

in Gemeinschaft mit den Vorsitzenden des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele, C. v. Schenckendorff†, Görlitz, Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses, u. Prof. Dr. F. A. Schmidt, Sanitätsrat in Bonn a. Rh., hrsg. vom Geschäftsführer Prof. Dr. E. Kohlrausch, Gymn.-Oberl. in Hannover. XXIV. Jahrgang 1915. Preis kart. M. 1.80. XXV. Jahrgang 1916. Kart. ca. M. 1.80. [U. d. Pr.]

Wir brauchen ein Reichs-Jugendwehrgesetz

Ein Mahnwort zur deutschen Jugendwehrbewegung von Oberlandesgerichtsrat Dr. Müller-Meiningen, Mitglied des Reichstages und der bahr. Abgeordnetenkammer. Hrsg. vom Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele. Geh. M. –.80

Diese Schrift des bekannten Vorkämpfers für die körperliche Erziehung unserer Jugend behandelt unter Berücksichtigung der eindringlichen Lehren dieses gewaltigen Krieges in frisch zupackender Weise alle wesentlichen Fragen der künftigen Wehrkraft unseres Volkes. Sie widerlegt die etwaigen Bedenken gegen ein Jugendwehrgesetz, zeigt dessen große Vorteile, seine Möglichkeit und Notwendigkeit und bringt einen Entwurf eines Reichsgesetzes betr. die Vorbereitung der Jungen für den Heeresdienst.

Die militärische Vorbereitung der Jugend

im Urteile Sachverständiger. Nach Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen hrsg. vom Zentralausschuß für Volks- u. Jugendspiele. Geh. M. –.80

Die Schrift vereinigt bedeutsame Äußerungen aus der Feder erfahrener Ärzte, Schulmänner, Verwaltungsbeamter und Offiziere, die, auf Grund des Erlasses des Preuß. Kultusministeriums an den Direktor der Kgl. Landesturnanstalt vom 9. Januar 1915 entstanden, einen Bericht über die bisherigen Erfahrungen und Vorschläge für den weiteren Ausbau geben.

Holz- und Hobelbankarbeiten

Musterblätter von Karl Gotter zur Beschäftigung der Kriegsverwundeten während ihres Aufenthaltes im Lazarett und für die Handfertigkeit der Jugend. 2 Mappen zu je 30 Blatt je M. 1.60, 1 Mappe zu 20 Blatt M. 1.20, vollst. Ausgabe M. 4.–

Diese von K. Gotter, dem Direktor der Städtischen Handfertigkeitsschule Düsseldorf, herausgegebenen Musterblätter werden als Vorlagen zur Ausführung geschmackvoller und nützlicher häuslicher Gebrauchsgegenstände in den Lazaretten und in den Verwundetenkompagnien wertvolle Dienste leisten. Die drei Mappen bringen Vorlagen für leicht herzustellende Gebrauchsgegenstände, Vorlagen für geübtere Hände, wie Bürstenhalter, Blumenbretter und Blumenleitern, Briefkästen und Truhen, Schreibzeuge, Hausapotheken usw., und Vorlagen für verschiedenerlei Spielwaren, wie Puppenmöbel, Kraftwagen, allerhand Tiere usw. Die Mappen stellen sich aber nicht allein in den Dienst der Verwundetenfürsorge, sondern sie wollen auch für die Handarbeit der Jugend neues Material bieten.

Der deutschen Jugend Handwerksbuch

Hrsg. v. Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. L. Pallat. 193 Abb. u. 4 farb. Taf. Geb. M. 5.–

Inhaltsverzeichnis: I. Bastelarbeit. II. Allerhand amüsante und lehrreiche Arbeiten aus Papier und Pappe. III. Drucken mit Linoleum und Papier. IV. Anfertigen von Schmuckpapier. V. Spielgerät und Spielzeug aus Naturholz. VI. Holzarbeiten für den eigenen Bedarf. VII. Elektrische Apparate.

„Es wäre zu wünschen, daß im Interesse künstlerischer Bildung und handwerklicher Schulung dieses Buch gerade jetzt weiteste Verbreitung fände." (Die Kunst.)

Der deutschen Jugend Sportbuch

Hrsg. von Dr. Hans O. Simon. Mit zahlr. Abbildungen. Geb. M. 3.–

„Das Buch ist ein vaterländisches Buch im vollsten Sinne des Wortes! Als Sportbuch bietet es in Fülle all das, wonach jedes Jünglings Herz verlangt, Leben, Lust, Kampf und Sieg, echt deutschen Sport mit allen seinen Freuden." (Körper und Geist.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Erlebnisse eines Kriegsfreiwilligen mit Nutzanwendungen für die deutsche Jugend

Von Direktor H. Sturm. Mit 3 Tafeln und 32 Abbildungen. Geh. 80 Pf.
10 Expl. je 75 Pf., 25 Expl. je 70 Pf., 50 Expl. je 65 Pf., 100 Expl. je 60 Pf.

Das Büchlein, bestimmt, der militärischen Ausbildung der Jugend zu dienen, ist aus eigenen kriegerischen Erlebnissen des Verfassers inmitten einer Schar von jungen Kriegsfreiwilligen heraus entstanden und bietet so den durch die ministeriellen Richtlinien begrenzten Stoff in der lebendigen Form des Kriegserlebnisses und damit zum erstenmal in einer den heutigen pädagogischen und körpererziehlichen Anforderungen entsprechenden Weise der Jugend dar.

Jungdeutschland im Gelände

Unter Mitarbeit von E. Doernberger, R. Loeser, M. Sassenfeld, Chr. C. Silberhorn hrsg. von Prof. Dr. Bastian Schmid. Mit 2 Karten u. 36 Abb. Kart. M. 1.–
10 Expl. je 95 Pf., 25 Expl. je 90 Pf., 50 Expl. je 85 Pf., 100 Expl. je 80 Pf.

Das Bändchen stellt sich in den Dienst der körperlichen und auch militärischen Ausbildung unserer 14–18 jährigen. Von bestbekannten Fachmännern werden die Gesundheitspflege im Gelände sowie die erste Hilfeleistung, die geographischen, geologischen und biologischen Grundtatsachen des Geländes, die Meteorologie im Dienste des Geländes und die militärischen Übungen im Gelände behandelt.

Kriegsspiele

Anleitung zu Felddienstübungen der Jugend. Entworfen von Dr. Karl Tittel.
2. Auflage. Mit 21 Abbildungen auf 9 Tafeln und einer Winkertafel. Kart. M. 1.20

Auf den Erfahrungen, die bei zahlreichen Kriegsspielen im Gelände gesammelt worden sind, beruhend, bietet das Büchlein erprobte Vorschläge über Anlage und Durchführung solcher Spiele sowie 36 dem „kleinen Kriege“ entnommene Aufgaben als praktische Beispiele.

Geländespiele

Den Söhnen unseres Vaterlandes zugedacht von Seminar-Lehrer Paul Georg Schäfer. 4. Auflage. Mit Abbildungen. Kart. ca. M. –.80

„Das Büchlein ist nach Inhalt und Darstellung gleich vorzüglich, turnerisch frisch lebendig und anregend. Es sollte keiner Schule und keinem Klassenlehrer fehlen, der sich auch um die körperliche Entwicklung seiner Jugend bekümmern will.“ (Jahrbuch der Turnkunst.)

Geographisches Wanderbuch

Von Dr. A. Berg. Ein Führer f. Wandervögel u. Pfadfinder. Mit 193 Abb. Geb. M. 4.–

„Geweckte Schüler werden an der Hand des Verfassers zu Wanderkünstlern ausgebildet werden. Jedem Leiter von Wanderungen kann das Buch zu einer Fundgrube gewinnreicher Ausflüge werden. Es ist eine treffliche Anleitung zu kriegsgemäßen Aufnahmen im Gelände und kann auch Leitern militärischer Lehrgänge und Leitern von Jugendkompagnien gute Dienste leisten.“ (Monatsschr. f. d. Turnw.)

Übungen — Spiele — Wettkämpfe

Zur Erhöhung der Wehr- und Wehrkraft sowie zur Steigerung des Sehvermögens unseres Volkes für die reifere männliche Jugend zusammengestellt von Turnwart H. Schröer und Hauptmann a. D. K. v. Ziegler. Mit 43 Abb. Kart. M. 1.–

„Wir hoffen, daß alle Kreise der Jugendpflege das ausgezeichnete Hilfsmittel zu würdigen und zu benutzen wissen werden; auch unsere Herren Offiziere möchte es lebhaft interessieren.“ (Der Jungdeutschland-Bd.)

Soldaten-Mathematik

Von Professor Dr. A. Witting. Steif geheftet M. –.80

Inhalt: 1. Einleitung. Einfachste Zahlenbeziehungen. 2. Entfernungsschätzen. 3. Das feldmäßige Messen von Entfernungen. 4. Allgemeines über innere und äußere Ballistik. 5. Die Leistungen unseres Infanteriegewehrs. 6. Die ballistische Kurve. 7. Das Zielen und das Treffen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

3 2044 020 080 024